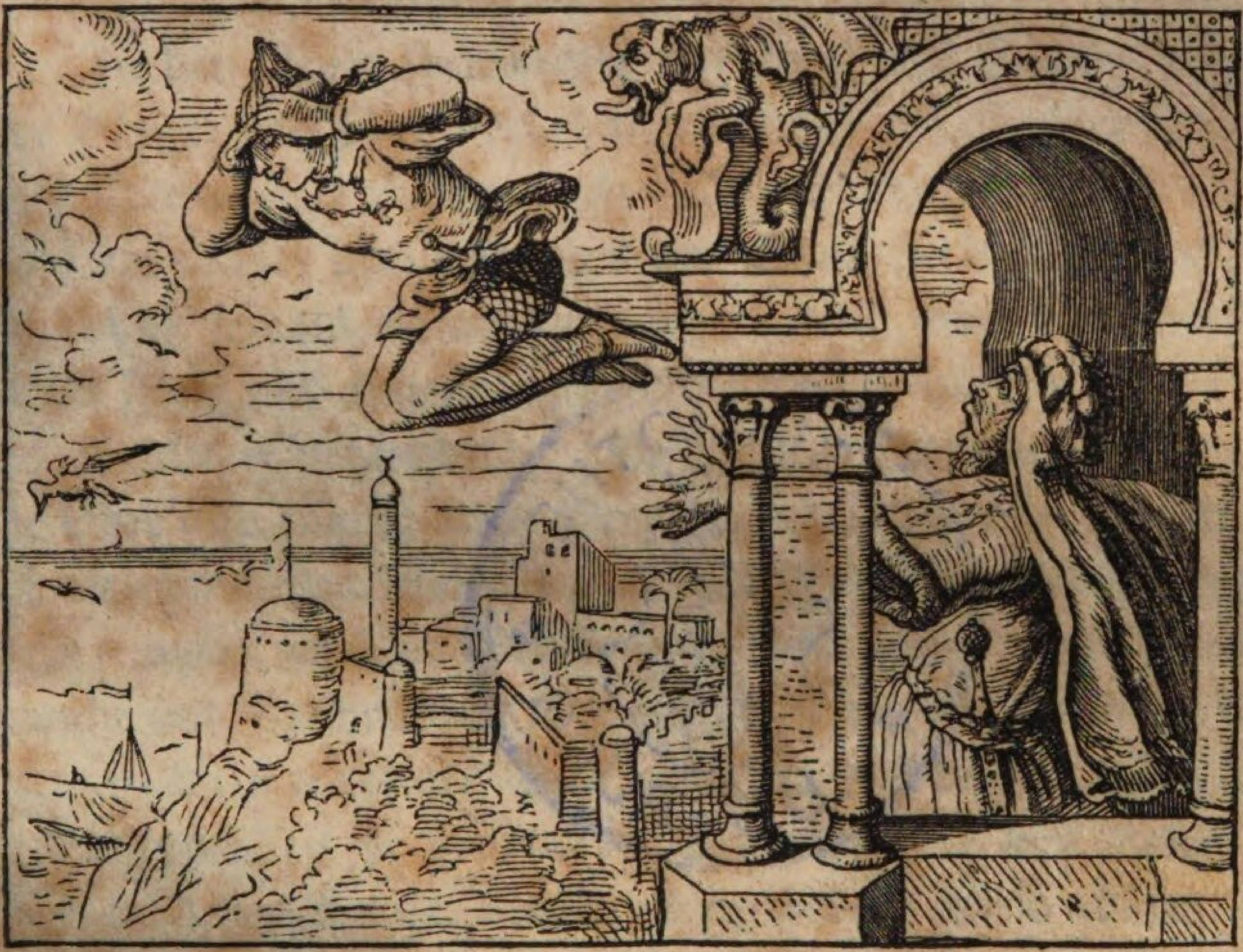
Geschichte
von
Fortunat,
seinem Glücksseckel und Wünschhütlein.



Volksbücher.
22.

Herausgegeben von G. O. Marbach

Leipzig, bei Otto Wigand.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Fortunat.

Von Fortunats Eltern und Jugend.

In der Stadt Famagusta auf der Insel Cypern lebte ein edler Bürger von alter vornehmer Abkunft mit Namen Theodor. Seine Eltern hatten ihm große Güter hinterlassen, und so lebte er als ein junger und lebenslustiger Mann herrlich und in Freuden, ohne jemals daran zu denken, daß seine Vorfahren mit saurem Fleiß nnd angestrengter Arbeit die Schätze erworben hätten, welche er vergeudete. Er dachte nur daran, wie er zeitliche Ehre und täglich neue Vergnügungen gewänne, hatte seine Lust an ritterlichen Spielen, an den Höfen der Fürsten und an Allem, wobei er seine Prachtliebe sehen lassen konnte. Seine Freunde und Verwandten aber meinten, bei solchem Leben würde er gar bald ein trauriges Ende nehmen, und waren besorgt, ihn zur Besonnenheit zu bringen. Sie meinten, daß dieses nicht besser geschehen könnte, als wenn sie ihm ein Weib gäben, durch welche er das Glück des häuslichen Lebens kennen lernte, denn sie hofften, daß er an demselben Gefallen finden würde. Theodor fand auch an ihrem Vorschlage Wohlgefallen, überließ es aber in seinem Leichtsinn seinen Freunden, für ihn eine Wahl zu treffen. Diese sahen sich fleißig um, und meinten endlich, daß sie keine bessere wählen könnten, als die Tochter eines Edelmanns, welcher an dem Hofe des Königs zu Nikosia lebte. Dieselbe hieß Gratiana und war von außerordentlicher Schönheit. Die Verwandten der Jungfrau bedachten sich nicht lange, sondern gaben dem Theodor die Jungfrau zur Gemahlin, weil sie wußten, daß er ein reicher und angesehener Mann sei. Ihre

meiste Sorge war darauf gerichtet, die Hochzeit mit der größten Pracht und Herrlichkeit zu feiern, um ihren Reichthum sehen zu lassen. Nachdem nun der Lärm der Festlichkeiten vorüber war, und die Gäste sich zurückgezogen hatten, begann Theodor mit seiner jungen Gemahlin ein stilles und tugendliches Leben zu führen, worüber die Verwandten Gratianas eben so wie die des jungen Ehemannes sich Glück wünschten. Sie meinten, daß die frühere Wildheit Theodors durch die Liebe zu seinem Weibe gänzlich gebrochen sei, und daß aus ihm ein besonnener und tugendhafter Mann geworden sei, doch sie vergaßen, daß sich der Mensch nur schwer aus einer Richtung umwenden läßt, welcher sich sein Geist einmal entschieden zugewendet hat.— Es war noch kein Jahr vergangen, als Gratiana zu großer Freude aller Freunde und Verwandten ein Knäblein gebar, welchem man in der Taufe den Namen Fortunatus gab. Obschon nun auch Theodor über die Geburt dieses Kindes große Freude empfand, so kehrte er doch bald zu seinem früheren Wesen zurück. Er nahm eine Menge von Knechten an, kaufte herrliche Rosse; besuchte Turniere, und ritt an den Hof des Königs, unbekümmert um Weib und Kind und um sein übriges Hauswesen. Er trieb es bald ärger als zuvor, und als seine regelmäßigen Einkünfte nicht mehr zureichen wollten, begann er eine seiner Besitzungen nach der andern zu verkaufen und zu verpfänden. Da währte es denn nicht lange, daß er in Noth und Armuth gerieth. Er hatte all sein Geld und Gut vergeudet, die Tage seiner Jugend unbenutzt verstreichen lassen, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als Alter und Elend. Knechte und Mägde mußten eines nach dem andern sein Haus verlassen, und die gute Gratiana mußte sich daran gewöhnen selber zu waschen und zu kochen, gleich der ärmsten Tagelöhnersfrau. Eines Tages nun saßen sie beisammen bei Tische, und die magre und sparsame Kost wollte ihnen gar wenig munden. Da dach=

ten sie wohl der vergangenen Zeiten, und wünschten nur ein Wenig von dem Ueberflusse zu haben, der damals verschleudert worden war. Der alte Theodor sah seinen Sohn an, und seufzte aus dem Grunde seines Herzens. Fortunatus war damals beinah achtzehn Jahre alt, verstand sich vortrefflich auf Waidwerk, Federspiel und Rossebändigen, welches seine größte Lust war, hatte aber sonst wenig gelernt, so daß er nur mit Mühe lesen und schreiben konnte. Da er nun die betrübte Miene seines Vaters sah, sagte er zu demselben: „Was macht dich so bekümmert, Vater? So oft du mich ansiehst, wirst du betrübt; ich habe das längst bemerkt. Sage mir, wenn ich dich auf irgend eine Weise erzürnt habe, denn ich bin bereit, ganz nach deinem Willen zu leben." Darauf gab ihm sein Vater zur Antwort: „Mein lieber Sohn, du bist ohne Schuld an meinem Kummer. Niemand kann ich anklagen, daß er mir Angst und Noth bereitet hat, als einzig mich selbst. Ich war ein allgemein geehrter und reicher Mann, und habe alles verschwendet, was mir meine Vorfahren hinterlassen hatten. Nun denke ich nicht allein bei unserem jetzigen Elend mit Schmerzen unseres früheren Wohlstandes, sondern am meisten quält mich der Gedanke, daß ich dich, mein Sohn, mit in mein Unglück gebracht habe, daß ich für dich schlechter gesorgt habe, als meine Eltern für mich. So oft ich dich ansehe, fällt mir dieser Gedanke aufs Herz, und ich sinne nach, wie ich dir rathen und helfen könnte. Aber vergebens! Das ists, was mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Auf Freunde dürfen wir nicht hoffen, denn sie haben mich alle verlassen, welche mir einst mein Gut verzehren halfen, und verschließen ihre Thüren vor mir." — Da sagte der junge Fortunat: „Laß deinen Kummer um mich, liebster Vater! Was brauchst du um mich zu sorgen, bin ich doch jung, stark und gesund. Ich will in fremde Länder reisen und einen guten Dienst suchen. Es ist noch Glücks genug

in der Welt, mir soll mein Theil schon noch werden! Was aber dich betrifft, so weißt du, daß der König dir gewogen ist, und wenn du ihn um einen Dienst ansprichst, so wird er dir denselben nicht verweigern, und du wirst mit meiner Mutter bis an euer Ende sorgenlos leben können. Ich danke euch, daß ihr mich so weit erzogen habt, und übrigens seid um mich außer Sorgen!" Darauf stand er auf, setzte sein Federspiel auf die Faust, und ging hinaus. Er nahm seinen Weg nach dem Gestade des Meeres zu, und überlegte, was er thun sollte, um seinen Eltern nicht länger zur Last zu fallen, und ihnen durch seinen Anblick Kummer zu machen. Mit solchen Gedanke schweifte er am Strande hin, da sah er eine venetianische Galeere im Hafen vor Anker liegen, welche aus dem gelobten Lande zurück kehrte. Da fiel es ihm ein, wie er gehört hatte, daß sich auf diesem ein Graf von Flandern befinde, welcher zwei Knechte durch den Tod verloren habe. Der Graf hatte seine Geschäfte am Hofe beendet, der Schiffspatron seine Ladung eingenommen, Wind und Wetter waren günstig, und so gab man auf der Galeere so eben das Zeichen zur Abfahrt, auf welches sich alle Passagiere und Schiffsleute, die sich etwa noch am Lande befinden mochten, eilig einstellen mußten. Da sah Fortunat auch den Grafen mit vielen andern Edelleuten kommen, welche ihn nach dem Schiffe begleiteten, und dachte bei sich: Ach, wenn mich doch dieser vornehme Herr in seinen Dienst nähme, und mich so weit mit fortführte, daß ich mein Lebtag nicht wieder nach Cypern käme. Da faßte er sich schnell ein Herz, trat an den Grafen heran, und verneigte sich gegen ihn so recht nach feiner Sitte, daß ihm der fremde Herr wohl anmerken konnte, daß er keines Bauern Sohn sei. Fortunat aber sagte: „Gnädiger Herr, so ich recht gehört habe, sind euer Gnaden zwei Knechte gestorben, und dieselben dürften wohl eines andern Knechtes bedürftig sein." — Da fragte ihn der

Graf von Flandern: „Was verstehst du?“ — „Ich kann“ erwiderte Fortunat: „Jagen, Baizen und was zum Waidwerk gehört; kann auch wohl einen reisigen Knappen abgeben.“ — Da sagte der Graf: „Das wäre mir recht; aber ich fahre in fremde Lande, wo ich zu Hause bin, dahin wirst du mich nicht begleiten mögen.“ — „Ach, gnädiger Herr,“ rief Fortunat: „und wenn ihr noch viel weiter zöget, ich wollte gern mit euch fahren — je weiter, desto lieber!“ — Der Graf fragte ihn nun: welchen Lohn er begehre, aber Fortunat gab ihm zur Antwort: er fordere nichts, was der Graf meine, daß er verdiene, das solle er ihm geben. Diese Rede gefiel dem Grafen, so wie der ganze Anstand des jungen Menschen, er sagte daher: „Doch die Galeere ist im Begriff abzufahren! Bist du zur Reise fertig?“ — „Ja, Herr!“ rief Fortunat, warf das Federspiel, das ihm noch auf der Hand saß, in die Lüfte, und folgte dem Grafen als dessen Knecht nach der Ga=

leere, ohne von Vater und Mutter Urlaub zu nehmen, oder ihnen auch nur Kunde zu geben, wo er hingegangen sei. Sie fuhren von dannen, Fortunat hatte nichts als frohen Muth, und so kamen sie bald darauf nach Venedig.

Wie Fortunat bei seinem Herrn dem Grafen von Flandern in große Gunst kommt, zuletzt aber von ihm die Flucht nimmt.

Der Graf von Flandern hatte Venedig mit allen seinen Herrlichkeiten schon früher genugsam gesehen, darum hielt er sich daselbst nicht länger auf, als nöthig war. Sein Herz sehnte sich nach seiner Heimath, denn er hatte vor, sich mit einer jungen und überaus schönen Fürstin, einer Tochter des Herzogs von Cleve zu vermählen. Einem früheren Gelübde gehorchend, hatte er die Reise nach dem heiligen Grabe unternommen, es war aber daheim schon alles vorbereitet, daß, so wie er mit Gottes Hilfe glücklich heimkehrte, die Vermählung mit allen Festlichkeiten vor sich gehen konnte. Die Sehnsucht nach seiner schönen Braut trieb ihn zur höchsten Eile. Er kaufte kostbare Pferde und wessen er sonst zur Landreise bedurfte, kaufte Kleinodien und herrliche Gewänder von Seide, Gold und Edelgestein, und was immer zur Verherrlichung der Hochzeit dienen konnte. Dabei bediente er sich unter allen seinen Knechten vorzugsweise des jungen Fortunat, weil derselbe nicht allein der welschen Sprache mehr als die übrigen mächtig war, sondern sich auch beim Einkauf überaus klug und auf den Vortheil seines Herrn bedacht zeigte. Der Graf fand daher großes Wohlgefallen an ihm, und gewann ihn sehr lieb. Als Fortunat dieses bemerkte, wurde er nur noch eifriger in seinem Dienste, und sann Tag und Nacht darauf, es seinem Herrn recht zu machen, war frühmorgens der erste, welcher ihm aufwartete und Abends der letzte, welcher sich zur Ruhe begab. Das entging seinem Herrn nicht. Als daher die eingekauften Rosse gemustert wur-

den, und es sich zeigte, daß unter denselben, wie dieses immer zu geschehen pflegt, auch einige fehlerhafte waren, da erhielten die übrigen Knechte die mangelhaften Pferde, Fortunat aber bekam von dem Grafen eines der besten. Dieses verdroß die Knechte nicht wenig; sie faßten gegen Fortunat einen heimlichen Groll, schalten unter einander auf ihn soviel sie konnten, mußten es aber doch geschehen lassen, daß er ihrem Herrn zur Seite ritt und durfte ihn keiner verklagen und verleumden. — Der Graf von Flandern war ein guter und gottesfürchtiger Herr, welcher das Beste seiner Unterthanen wahrnahm, als er daher heimkehrte, wurde er mit lautem Jubel und mit Dank gegen Gott, der ihn in fremden Landen behütet und bewahret, von seinen Unterthanen empfangen. Alle seine Verwandten und Freunde, die reichen Herren des Landes kamen zusammen, um ihn zu begrüßen und ihn zu bitten, nunmehr seine Vermählung zu vollziehen. Dazu war der Graf gar gern bereit, und er bat jene, sich dieser Angelegenheit anzunehmen und sogleich zum Hochzeitfeste bei ihm zu bleiben. Dieses ward auf das Herrlichste ausgerichtet, und die Schönheit der Braut, einer Tochter des Herzogs von Cleve, erntete großes Lob ein. Zu ihren und der andern anwesenden Frauen Ehren und unter deren Augen wurde Rennen und Turnei gehalten und Ritterspiel aller Art getrieben. Unter all den Edelknechten und anderen Dienern, welche die anderen anwesenden Fürsten und Herren mit sich gebracht hatten, war keiner, der durch zierliches und gewandtes Wesen, Herren und Damen so wohlgefallen hätte, wie Fortunat. Der Graf wurde mehr als einmal gefragt, wie er zu diesem vortrefflichen Diener gekommen sei, und dann erzählte er, daß er jenen auf der Rückreise von Jerusalem von der Insel Cypern mitgenommen habe, und rühmte, daß derselbe ein vortrefflicher Jäger sei, und sich nicht minder gut auf jede Art von Dienst verstände. Fürsten und Herren und auch viele von den

edlen Damen beehrten den Fortunat mit reichen Geschenken, weil ihnen sein Betragen gefiel und sie vernahmen, daß er bei seinem Herrn in so hoher Gunst stehe. Nachdem nun das Turnier der Ritter vorüber war, beschlossen der Herzog von Cleve und der Graf von Flandern, daß auch die Knappen und Knechte ein Stechen halten sollten, und setzten ihnen zwei Kleinode zum Preise aus, welche diejenigen erhalten sollten, die sich am besten hielten. Die Diener waren darüber hoch erfreut; sie wurden in zwei Parteien getheilt, welche wider einander kämpfen sollten, und wie es nun zum Stechen kam, gewann auf der einen Seite der Diener des Herzogs von Brabant den Preis, während auf der andern Fortunat es allen übrigen zuvorthat. Es kränkte die Knechte nicht wenig, daß der bartlose Ausländer, der ihnen ohnedieß durch sein glattes Wesen verhaßt war, vor ihnen den Preis davontragen sollte, und sie beredeten daher den Knecht des Herzogs von Brabant, welcher ein kräftiger und im Umgange mit den Waffen erfahrner Mensch war, den Welschen zum Kampfe herauszufordern, indem er sein Kleinod gegen dasjenige setzte, welches Fortunat erhalten hatte. Timotheus gab diesen Bitten gern nach, weil er meinte, daß er mit dem jungen Fant gar schnell fertig werden würde, und Fortunat nahm die Ausforderung ohne vieles Bedenken an, obwohl er sich im Stechen noch wenig geübt hatte. Die Herren, welche man um Erlaubniß bat, gaben den Kampf gern zu und waren begierig zu sehen, wie derselbe ablaufen werde. Aufs Beste gerüstet fanden sich die beiden Kämpfer des andern Tages auf der Rennbahn ein, und ritten mannlich wider einander. Beide hielten sich eine Zeit lang trefflich, aber bei dem vierten Rennen warf Fortunat den Timotheus so aus dem Sattel, daß dieser wohl um die Länge einer Lanze hinter seinem Gaul zu liegen kam. So gewann Fortunat beide Kleinode, die wohl zweihundert Kronen werth waren; ärntete großes Lob bei Herren

und Damen, ward aber auch von seinen Gesellen nur noch mehr beneidet und gehaßt. Besonders freute sich der Graf von Flandern, daß einem seiner Diener die beiden Kleinode zu Theil geworden waren, ohne zu ahnen, welchen Widerwillen seine Knechte gegen Fortunat gefaßt hatten. Eines Abends waren sämmtliche Knechte des Grafen in der Halle bei einander, und nur Fortunat, der im Dienste seines Herrn beschäftigt war, fehlte; da hatten jene denn Gelegenheit, ihren Groll gegen den jungen Welschen unter einander laut werden zu lassen. Da sagte ein listiger alter Reiter, welcher Rupert hieß: „Hätte ich nur baare zehn Kronen, so wollte ich den jungen Gelbschnabel wohl so weit bringen, daß er sich gar eilig aus dem Staube machte, ohne von irgend Jemand, am wenigsten von unserm Herrn Urlaub zu nehmen, und es sollte auf keinen von uns der geringste Verdacht fallen, daß wir ihn vertrieben hätten.“ Da baten ihn die andern, er möge dieß sobald als möglich ins Werk richten. „Wohlan,“ sagte der alte Rupert, „so gebe mir ein jeder von euch eine halbe Krone, und wenn ich ihn dann nicht binnen Kurzem auf- und davon reiten lasse, so will ich jedem von euch eine ganze Krone für die halbe zurückzahlen.“ Dazu waren alle bereit und so schossen sie alsbald 15 Kronen zusammen, welche sie dem Rupert übergaben. Dieser nahm das Geld und sagte: „Nun kümmert euch nicht, was ich thue, rede mir auch keiner drein, und lasset euch nicht merken, daß wir irgend etwas vorhaben.“ In den folgenden Tagen stellte sich nun der alte Schalksknecht überaus freundlich gegen Fortunat, gesellte sich zu ihm, wo es nur geschehen mochte, und tractirte ihn zum öftern mit Wein und köstlichen Speisen. Fortunat merkte seine Hinterlist nicht, sondern freute sich unter den ihm fremden Menschen einen wohlwollenden gefunden zu haben, auch schmeichelte es wohl seiner Eitelkeit, wenn der Alte seine Schönheit, seinen ritterlichen Anstand und sein zierliches Wesen

pries, ihm sagte, daß er ihn mehr liebe als seinen Bruder, und alles für ihn zu thun bereit sei. Als nun die übrigen Knechte sahen, daß Rupert so vertraut mit dem Jünglinge umging, und sich mit ihm von dem Gelde, das sie zusammengeschossen hatten, lustige Tage machte, sprachen sie unter einander: „Ei, was soll das heißen, meint der Alte den jungen Fant auf die Weise vom Hofe zu vertreiben. Wahrlich, wenn er noch über dem Meere in Cypern säße und hörte, daß ihm hie ein so lustiges Leben erwarte, er eilte so bald als möglich herzukommen. Der alte Schalk steckt mit dem jungen hinter einer Decke, und sie lachen sich wohl beide ins Fäustchen, daß sie uns so geprellt haben. Aber Rupert soll seine dreißig Kronen herausrücken und müßte er seinen einzigen Rock verkaufen.“ Als Rupert diese Reden seiner Gesellen zu Ohren kamen, sagte er zu ihnen: „Ihr Narren, habt Geduld, mit dem letzten Heller aus meiner Tasche wird das junge Herrchen verflogen sein.“ Bald darauf suchte der Alte eines Abends, als bereits Jedermann zu Bette gegangen war, seinen jungen Freund Fortunat, welcher die Wache hatte, auf, und setzte sich zu ihm nieder, indem er zwei Flaschen Wein auf den Tisch stellte. Er trank dem Jünglinge wacker zu, sprach mit ihm von diesem und jenem, und begann endlich, als er merkte, daß dem Fortunat der Kopf warm zu werden anfing: „Ja, guter Freund, ich könnte euch wohl was mittheilen, was euch, wenn ihr kein Narre seid, nur Freude machen kann, denn ihr werdet dadurch jedenfalls zu großen Ehren gelangen.“ Fortunat horchte auf, und sah ihn fragend an. „Ihr müßt wissen,“ fuhr Rupert fort: „daß der Herr Kanzler mein großer Gönner ist, und schon manchmal ein Wort gegen mich hat fallen lassen. Na, laßt euch kein graues Haar darüber wachsen, ich sage euch, man hat nichts als liebes und gutes mit euch vor. Ihr werdet bald in bessere und angenehmere Gesellschaft kommen, als ihr jetzt um euch seht. Dann bitte ich

euch nur, gedenkt zuweilen des alten Rupert, der es so herzlich gut mit euch meinte, und wendet mir, wenn es sich schickt, manchmal etwas Gutes zu.“ Fortunat wußte nicht, was der Alte wollte, und drang in ihn, ihm zu sagen, was man mit ihm vorhabe. Der Alte wollte lange nicht mit der Rede herausrücken, und meinte, es könnte ihm Ungelegenheiten machen, wenn der Kanzler erführe, daß er geplaudert habe; als aber Fortunat nicht nachließ in ihn zu dringen, faßte er die Hand des Jünglings, sah ihm scharf in die Augen und sagte endlich lachend: „Junger Herr, habt ihr wirklich nicht gemerkt, daß unsere junge schöne Gräfin mit ganz besonderm Wohlgefallen eure Dienste sich gefallen läßt.“ Fortunat wurde purpurroth im Gesicht und sagte: „Pfui, was denkt ihr, Alter, weder bin ich so frech, meine Augen bis zu unserer gnädigen Herrschaft zu erheben, noch hat mich die Frau Gräfin je ein größeres Wohlgefallen merken lassen, als jedem andern treuen Diener ihres Gemahls.“ — „Ei,“ sagte der alte Rupert: „Gott soll mich behüten, arges von euch oder unserer gnädigen Frau zu denken. Ich weiß gar wohl, daß ihr ein reines und unverdorbenes Herz habt, und dasselbe meint auch unser Herr, der euch mehr liebt als irgend einen seiner Diener. Aus euern jetzigen Reden habe ich mich aufs neue überzeugt, daß ihr keinen Werth auf sinnliche Leidenschaft legt, und darf euch daher wohl unverholen sagen, was man mit euch vorhat, denn ihr werdet es sicher dankbar als ein großes Glück annehmen. Wißt denn, lieber Geselle, unsere gnädige Frau hat neulich den Herrn gebeten, er möge euch ihr ausschließlich zum Diener übergeben, weil sie so großes Wohlgefallen an euren zierlichen Sitten, an den artigen Liedern, die ihr wißt und an eurem ganzen Sein und Wesen findet. Der Graf ist nun auch entschlossen, ihr zu willfahren, weil er weiß, daß er keinen bessern und zierlicheren Diener für seine Gemahlin finden könne. Er hat sich gegen den

Herrn Kanzler mit den größten Lobeserhebungen über euch ausgesprochen; nur meinte er, ihr wäret ein so schöner Jüngling, das Fleisch des Menschen sei schwach, und wenn er auch selbst von seiner Gemahlin und eurer Tugend fest überzeugt sei, so würde er doch nicht ohne Angst sein, so gäbe es doch Leute, welche allerlei sprechen, euer Glück beneiden und euch wohl gar bei ihm verleumden würden; — in Summa es sei das Beste, um zugleich seinem eigenen und seiner Gemahlin Wunsche genügen zu können und aller Sorgen und alles Geschwätzes der Leute ledig zu sein, euch allerdings jenen Dienst zu übergeben, ja euch zur Würde eines ersten Kammerherrn der Gräfin zu erheben, zuvor jedoch eine Operation mit euch vorzunehmen, die hier zu Lande zwar etwas ungewöhnlich ist, jedoch in euren südlichen Gegenden häufig vorgenommen werden soll, zumal in der heiligen Stadt Rom selbst, wo man durch dieses Mittel zur Ehre Gottes unübertreffliche Sänger zu Wege bringen soll.'' Fortunat war bei dieser Rede des alten Schalks ganz bleich geworden, zitterte am ganzen Leibe, sprang nach den letzten Worten Ruperts von seinem Sitze auf, und ergriff sein Schwert und sein Baret. Da rief Rupert im Tone der Verwunderung: ,,Was ist euch junger Herr? wo wollt ihr hin?'' — ,,Fort will ich,'' schrie Fortunat: ,,Fort aus dieser Mördergrube. Allmächtiger Gott, wodurch habe ich diese Schmach verdient! Aber ich danke euch, alter Freund, daß ihr mich gewarnt habt. Ich flehe euch um Gottes Willen, sagt mir Mittel und Wege, wie ich sobald als möglich unbemerkt aus dem Schlosse kann, wo ich mich in diesem unbekannten Lande hinwenden soll? Der Boden brennt unter meinen Füßen; ich habe keinen Augenblick Ruhe, bis ich dieser Schmach, dieser äußersten Gefahr entronnen bin.''. Rupert rief: ,,Brav, Fortunat, es freut mich, daß ich mich in dir nicht geirrt habe, und ich will dir einen großen Beweis meiner Freundschaft geben. Ich weiß, sie werden es

errathen, wer dich von ihren Anschlägen unterrichtet hat; sie werden mich zur Rechenschaft ziehen und mich verfolgen; aber ich will alles gern erdulden, wenn ich nur deine Ehre dir erretten kann. Jetzt sind alle Thore der Stadt geschlossen, so daß Niemand weder aus, noch ein kann, aber mit Sonnenaufgang, wenn zur Mette geläutet wird, werden alle Thore geöffnet, dann mußt du unbemerkt hinauszukommen suchen. Eile nach dem kleinen Thore, welches die Kuhpforte genannt wird; dort gehen wenige Menschen aus und ein, und ich will noch vor dir dahin gehen und den Thorwächter so zu beschäftigen wissen, daß er dich nicht erkennt, wenn du hinausreitest.“ Fortunat dankte dem alten Schelm noch ein mal für seine Freundschaft und bat ihn, seine Abreise nicht zu verrathen, sondern sie mindestens drei Tage geheim zu halten, damit man ihn nicht einzuholen vermöchte, wenn man ihn etwa verfolgen wollte. „Ei, versteht sich,“ sagte der Alte: „kein Mensch in der Welt erfährt von mir, daß du fort bist, und wohin du dich gewendet hast; aber ich will mich still hinweg schleichen, damit Niemand uns hie etwa trifft, und merkt, daß wir uns beredet haben. Leb wohl, du schmucker Junge, Gott weiß, wie sauer mir der Abschied von dir wird, denn ich habe dich geliebt, wie meinen Sohn. Nun, Gott geleite dich, und lasse es dir wohlgehen. Er rette dich aus der Gefahr, in der du jetzt schwebst, und gebe dich in den Schutz der himmlischen Heerschaaren. Stärke dich noch mit einigen Stunden Schlafes zu dem anstrengenden Ritte, den du morgen vorhast.“ Fortunat konnte kein Auge zuthun. Er blieb wach in der entsetzlichsten Angst, daß es schon zu spät sein könnte, daß man noch in dieser Nacht das entsetzliche Verbrechen an ihm begehen könnte, und kaum ertönten die ersten Schläge des Mettenglöckleins, da warf er sich auf sein Roß, nahm sein Federspiel und seinen Hund, und eilte durch jene, ihm von Ruppert bezeichnete Pforte hinaus, als ob er auf die Jagd

gehen wollte. Kaum hatte er das Thor hinter sich, so jagte er mit seinem Rosse so eilig von hinnen, als gelte es durch diese Flucht Leib und Leben zu erretten.

Wie Fortunat zu London in schlechte Gesellschaft geräth.

Nachdem Fortunat einen Weg von etwa zehn Meilen zurückgelegt hatte, kam er in eine Stadt, wo ihm ein dort wohnender Roßhändler bekannt war. Zu diesem eilte er hin und sagte ihm, daß er in Angelegenheiten seines Herrn eine eilige Reise unternehmen müsse. Nun sei ihm sein Pferd schwach geworden, auch wären ihm sein Hund und das Federspiel, welches er thörichter Weise mitgenommen hätte, im Wege; der Roßkamm möge ihm daher ein gutes, starkes Pferd verkaufen, und durch einen seiner Knechte sein von ihm mitgebrachtes Pferd nebst Hund und Federspiel zu dem Grafen von Flandern schicken. Der Roßhändler war alles wohl zufrieden, und Fortunat, welcher sich freute, seinem Herrn auf diese Weise alles, was demselben gehörte, zurückgestellt zu haben, setzte seine Reise aufs Eiligste fort. Als der Graf von Flandern erfuhr, daß sich Fortunat ohne Urlaub hinwegbegeben hatte, wußte er nicht, was er davon denken sollte, denn er selbst hatte den Jüngling niemals mit einem scheelen Blicke angesehen und er wußte an seinem ganzen Hofe Niemanden, der dem Jünglinge gram gewesen wäre. Der Graf wunderte sich über diese schnelle Abreise Fortunats um so mehr, als derselbe noch eine ansehnliche Summe an rückständigem Lohne von ihm zu fordern hatte; daher befragte jener alle seine Diener einzeln, ob sie nicht wüßten, was die Ursache dieser Flucht sei. Es sagte aber einer, wie der andere, daß er es nicht wisse, und daß weder er noch einer seiner Gesellen dem jungen Welschen jemals ein Leid zugefügt habe. Darauf ging der Graf in die Gemächer seiner Gemahlin, und fragte diese sowie alle ihre Hoffrauen, ob sie

wüßten, daß seinem Diener Fortunat durch irgend Wen ein Leid angethan worden sei? Aber die Gräfin sagte: „Wir wissen alle, daß ihm niemals etwas zu leide gethan worden ist. Ja er war noch gestern bis zur Abendstunde hie bei uns, und erzählte uns von den Sitten und Gewohnheiten seines Landes. Wir ergötzten uns an seiner Rede und an dem gebrochenen Deutsch, in welchem er sie vorbrachte und lachten herzlich. Das belustigte auch ihn, und so verließ er uns lachenden Mundes.“ Zuletzt, als er von Niemand Kunde erhalten konnte, sagte der Graf: „Nun, wenn ichs auch jetzt nicht erfahren kann, weßhalb uns Fortunat verlassen hat, so kommt doch noch die Zeit, wo ich es entdecke. Und wer dann schuldig befunden wird, der soll es schwer entgelten. Wahrlich ich liebte diesen Diener so sehr und hatte ihn so gut an meinem Hofe gestellt, daß ich hoffte, er würde mich niemals verlassen.“ — Als der ränkevolle Ruppert inne ward, wie sehr seinen Herrn die Flucht Fortunats verdroß, ging er zu seinen Gesellen und bat sie, daß sie ihn nicht als denjenigen verrathen möchten, der den Fortunat vertrieben habe. Das versprachen sie zwar, aber sie waren auch begierig zu wissen, wie er es angefangen habe, um den Jüngling zu bewegen, daß er so eilig und heimlich entflohen, als ob er ein Verbrechen begangen hätte. Ruppert ließ sich eine Weile bitten, dann sagte er ihnen: „Als ich mit Fortunat nähere Bekanntschaft gemacht hatte, erzählte er mir, daß sein Vater ehemals ansehen und reich gewesen, später aber herunter gekommen sei. Dieß habe ich benutzt, um ihm nach einiger Zeit zu erzählen, es habe an diesem Tage ein reitender Bote vorgesprochen, welcher von Cypern aus an den König von England geschickt sei, um diesem zu melden, daß der König von Cypern gestorben sei. Da hätte ich mich bei dem Boten, welcher sich nur kurze Zeit aufgehalten, nach seinem Vater in Cypern erkundigt und erfahren, daß der König von Cy-

pern kurze Zeit vor seinem Tode jenen zum Grafen erhoben, und mit den Gütern eines ohne Leibeserben verstorbenen Grafen beschenkt. Fortunat gab sich den Schein, als glaubte er meiner Erzählung nicht, ist aber noch in derselben Nacht davon geritten.“ Die Diener, welche dieß hörten, glaubten den Worten Rupperts, sprachen aber unter sich: „Wie thörigt ist Fortunat gewesen. Warum hat er sein Glück nicht unserm Herrn angezeigt, der hätte ihn herrlich ausgerüstet und mit Ehren durch einige von uns heimgeleiten lassen.“ — Fortunat eilte indeß so schnell als sein Roß nur vermochte immer weiter, weil ihn die Furcht noch nicht verlassen hatte, daß ihm sein Herr nachschicken und ihn zurückbringen lassen möchte. Endlich gelangte er nach Calais, und freute sich, als er hier ein Schiff fand, welches nach England zu segeln im Begriff war. Erst nachdem er auf englischem Boden stand, wagte er wieder frei aufzuathmen. Er begab sich nach London, der Hauptstadt von England, dessen Bewohner schon damals einen sehr ausgebreiteten Handel trieben, und wo sich stets eine Menge von Menschen aller Nationen aufhielten. So lag denn zu der Zeit, wo Fortunat nach London kam, daselbst eine Galeere aus Cypern vor Anker, auf welcher einige cyprische Kaufleute reiche und köstliche Güter gebracht hatten. Unter diesen Kaufleuten waren zwei Jünglinge, denen ihre Väter eine große Menge ausgezeichneter Waren anvertraut hatten. Sie waren zum erstenmale auf Reisen, und wußten nicht, wie sie sich in der Fremde benehmen sollten. Die Lehren ihrer Väter hatten sie bald vergessen, als sie die große reiche Stadt kennen lernten und die Menge des Geldes in ihre Hände kam, welches sie aus dem Verkauf der Waaren lösten. Diese Jünglinge traf Fortunat zufällig bald nach seiner Ankunft in London, und da er mit ihnen in Cypern aufgewachsen war, so freuten sich die Landsleute herzlich über dieses unerwartete Wiedersehen in dem fremden

Lande, und hielten eng zusammen. Wie es aber in großen Handelsstädten zu gehen pflegt, so schlossen sich an die jungen und reichen Ausländer bald eine Menge unnützer und liederlicher junger Burschen an, welche ein Geschäft daraus machten, unerfahrne Fremde in ihre Netze zu locken, um mit ihnen und auf ihre Kosten herrlich und in Freuden zu leben, so lange es gehen wollte. Sie verführten die Fremden mit schönen Frauen, Spiel und Wohlleben. Da lebten Fortunat und seine Landsleute eine Zeit lang herrlich und in Freuden mit schönen Buhlerinnen. Wenn einer eine hübsche hatte, so wollte der andere eine noch schönere, es kostete was es wollte. Das trieben sie bis zu einem halben Jahre. Zuletzt kam es dahin, daß sie nicht viel baar Geld mehr hatten, doch der eine hatte mehr verloren als der andere. Fortunat hatte am wenigsten gehabt, und war auch am ehsten fertig geworden. Doch auch bei den andern hatte es nicht gereicht; was sie zu London gelöst hatten, das war alles mit schönen Frauen verthan. Bald war die Liebe aus, und Spott ihr Dank. „Fahret hin und holet mehr!“ Das war der Trost, mit dem ihre Geliebten sie entließen. Indeß waren die cyprischen Kaufleute mit Kaufen und Verkaufen fertig, und der Patron der Galeere schickte sich zur Heimreise an. Da gingen auch die beiden jungen Kaufleute in ihre Herberge und machten ihre Rechnung. Sie fanden, daß sie wohl viel Geld gelöst, aber nicht viel dafür gekauft hatten, wie ihnen ihre Väter befohlen. Es war alles um nassen Zucker gegeben, und hätten sie noch mehr gelöst gehabt, es wäre auch aufgegangen. Sie setzten sich auf die Galeere, und fuhren heim ohne Waare; wie sie aber daheim empfangen worden, mag ihre Sorge bleiben.

Wie Fortunat bei einem Kaufmann in Dienst tritt, und schier um sein Leben kommt.

Als nun Fortunat allein und ohne Geld war, da dachte

er: hätte ich nur zwei oder drei Kronen, so wollte ich nach Frankreich fahren und einen Herrn suchen, — und ging wieder zu seiner Geliebten, um sie zu bitten, ihm zwei oder drei Kronen zu leihen, weil er nach Flandern zu seinem Vater wollte, um vierhundert Kronen zu holen, die er nachher mit ihr fröhlich durchbringen würde. Das Mädchen sprach: „Weißt du Geld zu holen, so magst dus gern thun, doch mir ohne Schaden.“ Da sah Fortunat wohl, daß er nichts zu hoffen habe, und dachte: hätt ich nur mein Geld wieder, ich wollts ihr nicht wieder zu bewahren geben. Er sagte: „Liebes Kind, laß Wein holen, damit wir fröhlich zusammen sind.“ Die Buhlerin rief ihre Magd, und sprach: „Geh und hol einen Krug Dünnbier und gieb dem Esel zu saufen!“ — Das war der Dank, den er um sie verdiente. Da beschloß Fortunat zu dienen, bis er sich ein paar Kronen zur Reise verdient hätte, ging auf die Lombarderstraße, wo stets ein großer Zusammenfluß von Geschäftsleuten stattfand, und fragte hin und her: ob Niemand einen Knecht brauche? So traf er auf einen reichen venetianischen Kaufmann, welcher eine große Menge von Leuten in seinem Dienste hatte, der nahm ihn an und versprach ihm monatlich zwei Kronen Lohn. Nachdem ihn jener Kaufmann, welcher Geronimo Roberto hieß, mit sich nach Hause genommen und ihn zu einigen kleinen Diensten gebraucht hatte, merkte er, daß Fortunat wohl Geschick und Verstand habe, und stellte ihn daher beim Waarenlager an, daß er für das Einpacken der Waaren in die Schiffe und das Auspacken aus denselben Sorge tragen sollte. Da nun die Schiffe in großer Entfernung von der Stadt vor Anker zu liegen pflegten, so brachte Fortunat die meiste Zeit auf dem Hin- und Herwege nach dem Hafen außerhalb des Hauses seines Herren zu. — Zu derselben Zeit hielt sich zu London ein junger Florentiner Namens Andreas auf, dessen Vater ihn mit großem Gute aus-

geschickt hatte, um Handelsgeschäfte zu unternehmen. Der Jüngling gerieth auf schlechte Wege, und brachte das ihm anvertraute Geld in kurzer Zeit durch. Hiermit aber noch nicht zufrieden, forderte er von seinem Vater wiederholt neue große Summen, indem er ihm vorspiegelte, daß er die vortheilhaftesten Geschäfte gemacht habe, und ihm nächstens große Sendungen von Waaren zukommen lassen werde. Der gutmüthige Vater schenkte seinem Sohne leider Glauben und wurde zum armen Manne, während er von Tag zu Tag vergebens auf die Ankunft der Waaren hoffte. Der junge Wüstling hatte endlich alles durchgebracht, und nachdem er auch allen Credit eingebüßt hatte, welchen ihn sein früherer Wohlstand verschafft hatte, begab er sich heimlich von London hinweg und kehrte nach Welschland zurück mit dem Entschluß, jede Gelegenheit zu benutzen, durch welche er wieder zu Glücksgütern kommen könnte. Als er nun zu Turin in Italien angekommen war, hörte er von seinem Wirth, daß in dieser Stadt ein englischer Edelmann Schulden wegen gefangen gehalten werde, welcher zu London in hohem Ansehn stehen sollte. Andreas hatte den Namen desselben in London wohl gehört, und bat den Wirth, daß er ihn zu dem Edelmanne führen sollte, welches jener auch that. Andreas redete den Edelmann auf englisch an, sagte ihm, daß er im Begriff stehe, nach London zurück zu kehren, und fragte ihn, ob er ihm etwa zu seiner Freiheit behülflich sein könne. Der Edelmann war hocherfreut und fragte jenen: ob er in London den Geronimo Roberto kenne? Andreas erwiderte: „Ja wohl kenne ich ihn, und er ist einer meiner besten Freunde.“ Da sagte der Edelmann: „So thut mir den Gefallen, werther Herr, und suchet den Roberto auf, sobald ihr nach London kommet. Saget demselben, in welcher Lage ich mich hier befinde, und wie ich ihn bitten ließe, er möge mir helfen. Roberto kennt meine Verhältnisse, und ich will ihm das Geld, was

er für mich auslegt, dreifach zurück erstatten, wenn ich erst frei bin. Auch dir, mein Freund, will ich deine Mühe reichlich vergelten, und ich bitte dich noch in London meine Anverwandten aufzusuchen, ihnen mein Gefängniß zu erzählen und sie zu bitten, daß sie bei Geronimo für mich Bürgschaft leisten.“ Nachdem Andreas dem Edelmann die besten Versprechungen ihm zu dienen gegeben hatte, eilte er bald nach London zurück. Er ging sogleich zu Roberto, und trug ihm den Auftrag des Edelmanns vor. Der Kaufmann wäre auch gern bereit gewesen, diesem zu helfen, da er wußte, daß derselbe ein bei Hofe angesehener Mann sei, da er aber auch den Andreas gar wohl kannte und wußte, daß derselbe ein Taugenichts sei, so setzte er Mißtrauen in dessen Erzählung, und beschloß daher vorsichtig zu Werke zu gehen. Er gab ihm also diese Antwort: „Gehe zu den Verwandten des Edelmanns und an den königlichen Hof, kannst du da mir Bürgschaft verschaffen, so will ich das Geld vorschießen.“ Bei den Vettern fand Andreas taube Ohren, sie kümmerten sich wenig um den Gefangenen, und sagten derselbe sei im Auftrag des Königs auf Reisen gegangen, darum möge ihm auch der König helfen. Als Andreas an den Hof kam, wurde er nicht sogleich bei dem Könige vorgelassen, fand aber Gelegenheit, über mancherlei zu sprechen und mancherlei zu hören. So kam ihm unter andern zu Ohren, daß der König erst vor kurzem seine Schwester an den Herzog von Burgund verheirathet habe, und daß er derselben nächstens noch ein überaus prachtvolles und kostbares Hochzeitgeschenk nachschicken wolle. Dasselbe bestehe in einem herrlichen Diamantenschmuck, und der König habe es bereits einem ihm sehr ergebenen und allgemein als überaus rechtlich bekannten Edelmann übergeben, welcher in einigen Tagen damit nach Burgund abreisen solle. Diese Nachricht benutzte Andreas sogleich. Er suchte den Edelmann, welcher in Geschäften bei Hofe war, auf, sagte ihm,

daß er gehört habe, wie ihm der König den Schmuck für die Herzogin von Burgund übergeben habe, und bat ihn, er möge ihn doch denselben, wenn es anginge, sehen lassen, denn er sei ein Juwelenhändler, welcher sich auf derartige Dinge verstehe. Auch habe er schon in Italien davon gehört, daß der König von England kostbare Steine suche, und er sei daher in der Hoffnung nach London gekommen, hier einige besonders schöne Diamanten verkaufen zu können. Da nun der Edelmann von dem Könige den Auftrag hatte, noch einige Kleinodien zu dem Schmucke zu kaufen, wenn sie sich ihm darböten, so nahm er den vermeintlichen Juwelenhändler sehr freundlich auf und lud ihn ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten. Als sie hier angekommen, war es eben um die Mittagszeit, und der Edelmann bat daher den Andreas, ehe sie die Kleinodien besichtigten erst mit ihm zu Mittag zu speisen. Der Edelmann bewirthete seinen Gast auf das Trefflichste, nachdem sie aber genug gegessen und getrunken hatten und fröhlich gewesen waren, führte er ihn in seine Schlafkammer und holte aus einem schönen unter seinem Bett stehenden Kasten, den Schmuck, welcher aus fünf Kleinoden bestand, die funfzigtausend Kronen werth waren. Andreas besah die Kleinode aufs sorgfältigste und lobte sie, setzte aber dann hinzu: „So schön diese Steine sind, so habe ich doch einige Diamanten, welche sich noch schöner ausnehmen würden, wie diese.“ Der Edelmann freute sich dieser Worte, und machte dem Andreas Aussicht, daß er ihm die Steine in Auftrag des Königs wohl noch abkaufen möchte, wenn sie wirklich so köstlich wären, wie er sagte. Andreas erwiderte: „So kommt morgen Mittag zu mir, edler Herr, und erweist mir die Ehre, bei meinem Freunde Geronimo Roberto, bei welchem ich wohne, mit mir zu speisen, dann will ich euch meine Kleinode zeigen.“ Der Edelmann versprach ihm zu kommen. Andreas ging zu Geronimo zurück und sagte zu ihm:

„Ich habe am Hofe einen Bürgen für euch gefunden, und habe ihn auf morgen zum Mittagessen geladen, damit ihr mit ihm Rücksprache nehmen könnet.“ Als Geronimo Roberto den Namen des Edelmanns erfuhr, welcher, wie Andreas sagte, Bürge sein wollte, war er es wohl zufrieden, denn er kannte ihn als einen angesehenen und rechtlichen Mann. Am folgenden Tage erschien Andreas in der Mittagsstunde mit dem Edelmann, und ehe sie sich zu Tische setzten, flüsterte er dem Geronimo ins Ohr: „Der Edelmann wünscht, daß während des Essens kein Wort von dem Geschäfte gesprochen werde, weil er nicht möchte, daß davon ein Gerede unter die Leute käme.“ Sie saßen lange bei Tische und ließen es sich wohl sein, bis Geronimo durch ein Geschäft abgerufen wurde. Er bat seine Gäste, sich nicht stören zu lassen, und sagte noch dem Andreas ins Ohr, er möge, wenn sie aufgestanden wären, mit dem Edelmann zu ihm auf sein Geschäftszimmer kommen, damit sie die Angelegenheit wegen der Bürgschaft besprächen. Bald nachdem sich Geronimo entfernt hatte, forderte Andreas den Edelmann auf, mit ihm in seine Kammer zu gehen, um die Kleinode zu besichtigen. Die Kammer lag grade über dem Geschäftszimmer Robertos. Als sie hineingetreten waren, schloß Andreas einen Koffer auf, und als sich der Edelmann herabneigte, um nach den Kleinoden zu sehen, zog jener schnell ein scharfes Messer, riß den Edelmann zu Boden, warf sich über ihn und brachte ihn durch viele tiefe Stiche in Hals und Brust um. Darauf zog er ihm seinen Siegelring vom Finger, nahm ihm seine Schlüssel ab und eilte davon. Er ging gerades Weges nach dem Hause des Edelmanns, trat vor die Frau desselben und sagte: „Edle Frau, euer Gemahl schickt mich, um die Kleinode des Königs zu holen, die er mir gestern gezeigt hat; er will sie mit den meinen vergleichen. Zum Zeichen, daß ihr mir trauen sollet, hat er mir diesen seinen Ring mitge-

geben und die Schlüssel zu dem Kasten, in welchem sich der Schmuck befindet.“ Die Frau mußte ihm auf diese Zeichen wohl glauben und ging mit ihm sogleich in die Schlafkammer ihres Gemahls. Als sie aber den Kasten aufschloß, da war kein Schmuck zu finden, und die Frau sagte, ihr Mann möge doch selbst kommen, da sie die Kleinode nicht finden könne. Während Andreas abwesend war, lief das Blut des ermordeten Edelmanns durch die Decke und die Tropfen fielen auf den Tisch, an welchem Geronimo mit Schreiben beschäftigt war. Er schickte sogleich einen seiner Knechte hinauf, um zu sehen, woher das Blut komme. Als nun der Leichnam gefunden wurde, da erschracken sie heftig und wußten nicht was sie beginnen sollten. Indem kam Andreas zurück und Geronimo rief ihm entgegen: „Unglücklicher, was hast du gethan? warum hast du diesen Mann ermordet?“ Da sagte der Bösewicht: „Ich habe mich nur meines Lebens gegen ihn erwehrt, denn der Schuft

wollte mich ermorden, weil er glaubte, ich habe in diesem offen vor euch stehenden Koffer Kostbarkeiten verborgen. Es ist besser, ich brachte ihn um, als daß er mich erwürgte. Nun, schweigt still und macht kein Geschrei. Ich will den Leichnam in den Brunnen werfen, und wenn man kommt und nach dem Edelmann fragt, so sagt, er wäre nach Tische mit mir fortgegangen, seitdem hättet ihr uns nicht wieder gesehn.“ Andreas that wie er sagte. Er warf den Leichnam in den Brunnen im Hofe und eilte dann davon so schnell er konnte, ohne Rast bei Tage und bei Nacht, bis er aus dem Lande war. Er hatte auch auf dem festen Lande nirgends Ruhe, ging nach Venedig, trat bei einer Galeere als Ruderknecht in Dienste und fuhr mit nach Alexandria. Hier verleugnete er öffentlich den christlichen Glauben, wurde ein Muselmann und wäre nur noch um so besser gehalten worden, als ohnedieß geschah, wenn man gewußt hätte, daß er der Mörder eines Christen sei. — Während jener schändliche Mord in dem Hause Robertos zu London geschah, befand sich dessen Diener Fortunat nicht zu Hause, sondern war im Dienste seines Herrn bei den Schiffen im Hafen. Als er nun aber nach Beendigung seiner Geschäfte nach dem Hause zurückkehrte, fiel es ihm bald auf, daß er nicht so heiter aufgenommen und begrüßt wurde, wie er gewöhnt war. Es schien ihm, als ob sein Herr mit allem seinen Gesinde wie umgewandelt wäre, seit er sie verlassen hatte. Er wendete sich daher an die Kellnerin des Hauses und fragte sie, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen habe, daß sie alle so verlegen und mißgestimmt schienen. Da die alte Haushälterin ihrem Herrn sehr zugethan war und nicht wollte, daß noch Jemand den traurigen Unfall erführe, so erwiderte sie dem Fortunat: „Sei unbekümmert, es wird sich schon wieder geben. Unser Herr hat einen Brief aus Florenz erhalten, in welchem ihm der Tod eines von ihm sehr geliebten Freundes

gemeldet wird. Ich weiß, daß er lieber einen Bruder verloren hätte, als diesen seinen Freund.“ Damit gab sich Fortunat zufrieden, forschte nicht weiter nach, sondern nahm auch eine betrübte Miene an um die allgemeine Trauer nicht zu stören. — Die Frau des braven Edelmanns, der von dem Buben ermordet worden war, harrte indeß vergeblich auf die Rückkehr ihres Gemahls. So groß ihre Angst und ihr Kummer um ihn war, so schwieg sie doch noch bis zum andern Morgen, dann aber schickte sie einen ihrer Vettern an den königlichen Hof, und ließ sich erkundigen, ob ihr Mann etwa im Dienste des Königs ausgesandt worden sei, oder was man sonst von ihm wisse. Als man aber bei Hofe vernahm, daß nach dem Edelmann gefragt wurde, da fiel es den Räthen des Königs erst auf, daß er weder gestern noch heute an den Hof gekommen wäre, und sie gingen zu ihrem Herrn und meldeten ihm, daß der Edelmann weder in seinem Hause noch bei Hofe sich seit gestern Mittag eingestellt habe. Der König sagte: „Gehet sogleich nach seinem Hause und sehet zu, ob er die ihm anvertraueten Kleinode mitgenommen hat.“ Obschon nämlich jedermann die Rechtlichkeit des Edelmanns kannte, so faßte der König unter diesen Umständen doch einen Argwohn, ob er etwa mit dem reichen Schatze davongegangen wäre, denn der König bedachte, daß schon mancher, der allezeit fromm und ehrbar gelebt, großer Versuchung unterlegen sei. Ueberdieß pflegt bei den Menschen alle Liebe und alles Vertrauen zu Ende zu sein, sobald es sich um Geld und Gut handelt, so schickte denn der König nach dem Hause des Edelmanns und ließ sich, obgleich er ihn allezeit lieb und werth gehalten hatte, eifriger nach dem Schmucke als nach dem Edelmann erkundigen. Als die Räthe in das Haus der Edelfrau kamen, so erzählte diese ihnen alles, was sie wußte, wie ihr Mann ausgegangen sei, um mit den Italienern zu essen, wie einer von diesen mit seinem Ringe und

seinen Schlüsseln gekommen sei, um den Schmuck abzuholen, welcher aber nicht zu finden gewesen wäre, und wie sie seitdem nichts von ihrem Gemahl gesehn und gehört habe. Die Räthe des Königs fragten nun weiter nach, ob der Edelmann nicht einen besonders sichern Ort zur Aufbewahrung der Kleinodien gehabt habe und die Frau erwiderte ihnen: „Was er irgend werthvolles von Schriften und Kostbarkeiten hatte, das pflegte er alles in den Kasten zu thun, den ich im Beisein des Italieners eröffnete um den Schmuck zu suchen. Ich weiß auch, daß er diesen allezeit hier aufzubewahren pflegte, aber ich habe ihn doch nicht darin gefunden, sonst hätte ich ihn sicher dem Italiener, der den Ring meines Mannes und die Schlüssel brachte, überantwortet.“ Die Räthe ließen den Kasten öffnen, und fanden wie ihnen die Frau gesagt hatte, den theuern Schmuck nicht. Darauf durchsuchten sie das ganze Haus, kein Kasten, kein Schrank, kein Winkel blieb undurchforscht, aber sie sahen sich endlich genöthigt, die schwer bekümmerte Frau zu verlassen und dem Könige die traurige Botschaft zu überbringen, daß die Kleinode wie ihr Hüter verschwunden wären. Der König erschrack über diese Nachricht nicht nur, weil ihm eine große Summe verloren ging, sondern mehr noch deßwegen, weil solche ausgezeichnete Kleinodien auch mit viel größeren Summen nicht leicht wieder zu gewinnen waren. Er gab Befehl, den Italiener, bei welchem der Edelmann gespeist, mit all seinem Gesinde in das Gefängniß zu setzen, um zu erfahren, wo der Edelmann hingekommen wäre. Als nun Roberto und alle seine Leute am fünften Tage, nachdem der Mord geschehen war, zu Tische saßen, kamen die Häscher und nahmen sie gefangen. Es waren ihrer neun Personen: zwei Herren, zwei Schreiber, ein Koch, ein Stallknecht, zwei Mägde und Fortunat. Diese alle wurden in das Gefängniß geführt, jeder in ein anderes, und einzeln befragt: wo der Edelmann hingekommen

sei? Da sagten alle einstimmig, mit Ausnahme des Fortunat, der nichts wußte: der Edelmann sei mit Andreas nach dem Essen fortgegangen und nicht zurückgekommen. Die Richter aber gingen hierauf in das Haus Robertos und durchsuchten dasselbe auf das sorgfältigste, ob sie irgend eine Spur von dem Edelmann oder den Kleinodien fänden. Nachdem sie nun vergebens das ganze Haus, alle Kisten und Kasten, die Stallgebäude und die Niederlagen durchsucht und nichts gefunden hatten und sich bereits zum Weggehen anschickten, da fiel noch einem von ihnen der Brunnen auf, welcher in einer Ecke des Hofes stand. Er ging in das Haus, holte aus einer Bettstelle eine Hand voll Stroh, zündete dieses an und warf es in den Brunnen. Da sah er denn bei dem Scheine des Feuers das Bein eines Menschen über das Wasser emporragen und schrie: „Mord! Mord! der Leichnam ist gefunden!“ Man ließ nun einen kräftigen Mann in den Brunnen hinab, welcher den Leichnam an ein Seil befestigte, und bald darauf ward dieser emporgezogen, den man sogleich für den vermißten Edelmann erkannte, obschon er durch die Fäulniß sehr entstellt war. Man fand auch die Wunden an dem Körper, welche demselben das Leben geraubt hatten, und als man nun den Todten vor dem Hause Robertos öffentlich auf einer Bahre ausstellte, so daß ihn alles Volk sehen konnte, da ergriff dieses eine solche Wuth gegen die ohnedem als Wuchrer verhaßten Italiener, daß keiner von diesen, wie unschuldig sie auch waren, seines Lebens auf der Straße sicher war. Die zu London lebenden Italiener mußten sich lange Zeit in ihren Häusern verbergen und wurden auch da noch von dem empörten Volke bedroht. Als dem Könige die Nachricht von Auffindung des Leichnams hinterbracht wurde, befahl er, daß man die Gefangenen auf die Folter bringen sollte um das Geständniß der Wahrheit von ihnen zu erpressen. Zuerst wurde der arme Roberto gemartert. Man

legte ihm die Daumschrauben an, und er konnte an den grausamen Qualen, die man ihm anthat, wohl merken, daß man den Leichnam gefunden habe und ihn für den Mörder hielt. Da bekannte er denn alles, was er wußte, und versicherte seine Unschuld, indem er nichts anderes gewußt, als daß der Edelmann zu ihm gekommen sei, um sich ihm als Bürge für eine Summe anzubieten, welche er zum Vortheil des Königs und ganz Englands hätte hergeben wollen, um einen in Turin gefangenen Edelmann aus dem Kerker zu befreien. Er erzählte auch, wie Andreas den Mord begangen und den Edelmann in den Brunnen geworfen habe. Ueber die Ursache des Mordes wußte er nichts anzugeben, als was ihm Andreas gesagt hatte, nämlich daß er sich gegen den Edelmann nur seines Lebens gewehrt habe. Als man hierauf auch die andern auf die Folter brachte, sagten sie ganz dasselbe aus, was ihr Herr gesagt hatte und nur Fortunat vermochte gar nichts anzugeben, weil er nichts wußte. Da man sein Leugnen für Verstocktheit hielt, so ward er nur um so härter gepeinigt. Der König hatte gehofft, daß nach Auffindung des ermordeten Edelmanns auch die Kleinode wieder gefunden werden würde. Da aber dieß nicht der Fall war, so gerieth er in großen Zorn und befahl, daß man die Gefangenen sämmtlich an den Galgen henken und wohl anschmieden sollte, damit sie Niemand herabnähme und sie zum abschreckenden Beispiel für Jedermann dienten. Das strenge Urtheil des Königs wurde sogleich vollzogen und die armen Gefangenen wurden einer neben den andern gehenkt, bis zuletzt nur noch der Koch und Fortunat übrig waren. Dem Fortunat war gar trüb zu Muth, er dachte an seinen guten Herrn, den Grafen von Flandern, und wie es doch wohl besser gewesen wäre, er wäre bei ihm geblieben, wo ihm doch nur ein Theil seines Lebens entrissen werden sollte, während er hier das ganze lassen mußte. Wie aber der Koch an den Galgen gehenkt wer-

den sollte, da schrie derselbe mit lauter Stimme: „Bringet ihr uns alle um, so erbarmet euch doch jenes Jünglings, der der unschuldigste von uns allen ist. Im Angesicht des Todes schwöre ich, daß er nichts von allem was vorgegangen, weiß, denn an jenem Tage war er nicht im Hause, sondern in Geschäften bis zum Abend in dem Hafen.“ Als der Richter diese Worte hörte, so bestätigten sie ihn nur in seiner eigenen Ueberzeugung von der Unschuld des Fortunat, der auch auf der Folter nichts zu sagen gewußt hatte. Nachdem also auch noch der Koch gehenkt worden war, wendete sich der Richter zu Fortunat und sagte zu ihm: „Dir soll das Leben geschenkt sein, aber eile, daß du so schnell als möglich aus der Stadt kommst, denn so du dem Volke in die Hände fällst, so ist es um dich geschehen.“ Er gab dem Fortunat zwei Knechte mit, welche ihn bis zum Flusse brachten, wo er sogleich ein Fahrzeug bestieg, den Strom hinunter nach dem Hafen und von dort auf einem der absegelnden Schiffe in das weite Meer hinausfuhr, froh, das Land im Rücken zu haben, wo ihm so hart mitgespielt worden war.

Wie die Edelsteine wieder gefunden werden.

Geronimo Roberto war mit seinem ganzen Gesinde, den Fortunat ausgenommen, gehenkt, und sein Haus wurde, um die Rache des Volkes abzukühlen, diesem zur Plünderung überlassen. Die Räthe des Königs hatten gesorgt, daß nicht allzuviel mehr zu finden war. Die Italiener aber, besonders die Lombarden, waren in großer Angst, fürchteten für Gut und Leben, und baten daher insgesammt unter Ueberreichung einer großen Summe Geldes den König, daß er ihnen einen Freibrief geben möchte, wodurch ihnen Gut und Leben gesichert würde. Diese Bitte wurde ihnen gewährt, weil sie doch an dem ganzen unglücklichen Handel eigentlich ohne Schuld waren, und so erhielten sie einen Freibrief, nach welchem sie nach wie

vor kaufen und verkaufen durften ohne Gefährdung. Der König gab indeß immer noch nicht alle Hoffnung auf, wieder zu den vermißten Kleinodien zu gelangen. Er ließ durch Ausrufer öffentlich bekannt machen, daß derjenige, welcher zur Wiedererlangung der Kostbarkeiten behilflich wäre, eine Belohnung von tausend Nobeln erhalten sollte, schrieb an alle Könige und Herren, sowie an alle freie Städte in ganz Europa, daß sie auf jeden Acht haben möchten, der kostbare Steine zum Verkauf ausböte, und schickte zugleich eine Beschreibung der Kleinodien mit. Alle diese Mittel waren fruchtlos und der König bekam seinen Schatz nicht wieder, bis sich folgender Umstand ereignete. — Die Wittwe des ermordeten Edelmanns war über das unglückliche Ende ihres Herrn sehr betrübt und wollte sich von Niemand trösten lassen, legte Trauerkleider an und weinte und jammerte dreißig Tage ohne Unterlaß. Da sie aber endlich einsah, daß dadurch weder ihrem Gemahl noch ihr selbst geholfen würde, so ließ sie allgemach ihre Thränen versiegen, dachte daran, daß ihr ja noch manche wohlmeinende Freundin übrig geblieben wäre, bei der sie Trost suchen könnte, und gab daher ihren Dienern Befehl, daß sie ferner nicht mehr wie bisher die Frauen abweisen sollten, welche kämen, um sie in ihrem Leide zu besuchen. Sie schickte sogar zu einigen, die ihr die liebsten waren hin, ließ sie zu sich entbieten, und empfing sie zwar noch tief in Trauerkleider eingehüllt, doch mit ziemlich heiterm Antlitz. Da geschah es denn, daß eines Tages eine ihrer vertrautesten Freundin bei ihr war, welche auch erst vor kurzer Zeit Wittwe geworden. Diese war bemüht ihr guten Trost zuzusprechen. Sie erinnerte sie daran, wie sie noch in der schönsten Blüte ihrer Jahre sei, und auf den wenn auch nicht so plötzlichen Verlust ihres Gatten hätte vorbereitet sein müssen, da derselbe an Jahren ihr so weit vorausgewesen sei. Als die Freundin merkte, daß die junge Wittwe gegen diesen

Trost eben nichts einzuwenden wisse, fuhr sie fort: „Wenn ihr mir vertrauen wolltet, theure Freundin, so könnte ich euch wohl ein Mittel angeben, wie ihr das Andenken an euren verstorbenen Herrn in eurem Herzen soweit mildern könntet, daß der Schmerz um ihn nicht eure Gesundheit und euer Leben angriffe, wofür Sorge zu tragen eure Pflicht ist. Ich habe dieses Mittel an mir selber erprobt und weiß, daß es zuverlässig ist. Ihr müßt nämlich eure Schlafkammer anders einrichten. Lasset das Bett eures Gemahls hinaus tragen, damit euch sein Anblick nicht fortwährend an die Größe eures Verlustes erinnere und laßt euer eigenes Bett an eine andere Stelle setzen.“ Die Edeldame erwiderte: „Ach liebste Freundin, ich habe meinen guten Mann so sehr geliebt, daß jede Erinnerung an ihn mir angenehm und noch der einzige Trost in meinen Leiden ist. Und wenn mich auch Nichts in der Welt an ihn erinnerte, so könnte ich sein doch nicht vergessen.“ Die Freundin ging, und die Wittwe dachte im Stillen weiter über die Rede derselben nach. Es waren nur erst wenige Tage vergangen, da sagte sie zu sich selbst: „Sie hat doch am Ende recht. Wenn ich auch meinen guten Mann nimmer vergessen will, so soll ich doch den Schmerz um ihn mit christlicher Geduld tragen und alles aus dem Wege räumen, was denselben in mir allzusehr aufstachelt.“ Da rief sie alsbald zwei ihrer Dienstmägde, und befahl ihnen das Bett des Verstorbenen hinaus zu tragen, wie sehr aber erstaunte sie, als sie unter der Bettstatt, ganz in einen Winkel gerückt, das ihr wohl bekannte Kästchen stehen sah, in welchem die Kleinodien des Königes lagen. Sie nahm es hastig auf und ging, während die Schlafkammer in eine neue Ordnung gebracht wurde, nach ihrem Wohnzimmer, wo sie nichts eiligeres zu thun hatte, als zu untersuchen, ob der Schmuck noch in ihm liege. Nachdem sie erkannt hatte, daß dieses allerdings der Fall sei, schickte sie zu einem ihrer Verwandten,

einem rechtlichen und würdigen Manne, und ließ ihn bitten, sobald als möglich zu ihr zu kommen. Sie erzählte ihm darauf, was sich soeben zugetragen habe, und bat ihn um Rath was sie thun solle. Der Edelmann sah die köstlichen Steine an, konnte sich lange vor Verwunderung über ihre Herrlichkeit und über die sonderbaren Zufälle, welche sich mit denselben zugetragen, nicht fassen und sagte endlich: „Liebe Base, wenn ihr meines Rathes begehret, so meine ich, daß es das Beste sei, ihr begebet euch mit diesen Kleinodien sogleich zum König, und erzählet ihm alles der Wahrheit gemäß, was sich zugetragen hat. Er wird nicht anstehen, euch angemessen zu belohnen; wolltet ihr aber die Kleinode zurückbehalten, so brächtet ihr euch nicht nur um euer gutes Gewissen, sondern sogar in Gefahr des Leibes und Lebens, denn ihr könntet sie nirgends verkaufen ohne entdeckt zu werden, nachdem der König überall Auftrag gegeben hat, auf diese seltenen Steine Acht zu haben.“ Der Rath des alten Edelmanns hatte den vollen Beifall der Wittwe. Sie legte ihre schönsten Trauerkleider an, ging mit ihrem Verwandten nach dem Hofe des Königs und bat um Gehör, welches ihr sogleich gewährt ward. Als sie vor den König kam, kniete sie nieder, neigte sich und sprach: „Mein gnädiger Herr und König! Ich komme, um euch die frohe Kunde zu hinterbringen, daß ich vor wenigen Stunden den kostbaren Schmuck, welchen ihr meinem Herrn und Gemahl anvertraut hattet, und der so lange vermißt worden ist, unter dem Bette meines Eheherrn, als ich es hinaustragen ließ, verborgen gefunden habe. Sehet zu, hier ist er.“ Mit diesen Worten überreichte sie dem Könige das Kästchen mit den Edelsteinen. Der König ergriff es in freudiger Hast, öffnete es und sah die fünf Kleinode unverletzt und unverfälscht, wie er sie dem Edelmann übergeben hatte. Dann sagte er: „Ihr habet mir, edle Frau, eine große Freude gemacht, nicht allein dadurch, daß ihr mir diese

unersetzlichen Kleinode wieder zugestellt habet, sondern noch mehr durch eure strenge Rechtlichkeit, welche ganz der eures verstorbenen Gatten gleich ist. Nun ist es wohl an mir, euch zu belohnen. Was ich thun kann um euch den Verlust zu ersetzen, den ihr um dieser Kleinode willen in eurem Gemahl erlitten habet, das soll geschehen.“ Und nachdem er sich eine Weile im Kreise der ihn umgebenden Hofherren umgesehen hatte, winkte er einem edlen und wohlgestalteten Jünglinge und sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich möchte eine Bitte dir an das Herz legen, deren Gewährung dich nicht gereuen soll.“ Der Jüngling verneigte sich und sagte: „Was mein königlicher Herr befiehlt, werde ich jederzeit freudigen Herzens thun.“ — „Nun wohlan,“ sagte der König, indem er von seinem Throne aufstand und die Hand der Wittwe faßte: „So nimm aus meiner Hand diese edle, schöne und tugendhafte Frau als deine Gattin an und sorge, daß sie alle Tage ihres Lebens mir für das Geschenk welches ich ihr in dir gebe, dankbar sei und daß sie ihres Leides vergesse. Die tausend Nobel, welche ich dem versprochen, welcher mir Kunde von dem Schmucke brächte, nehmet, um eure Hochzeit würdig zu begehen.“ Die Wittwe sah den schönen Jüngling mit einem flüchtigen Blicke an, dachte in ihrem Herzen an den Rath ihrer Freundin und ließ es geschehen, daß der König ihre Hand in die des jungen Edelmanns legte. Dieser aber gab seine Hand gar gern, denn die schöne sittsame Wittwe, ihr ansehnliches Vermögen und die Huld seines Herrn, gefielen eines wie das andere seinem Herzen.

Wie Fortunat in einem wilden Walde fast umkommt, zuletzt aber das Glück findet.

Während dieses geschah, ging es dem guten Fortunat übel und wohl. Er war an der französischen Küste ans Land gesetzt worden. Da er gar kein Geld hatte und auch keinen

Herrn zu finden vermochte, so blieb ihm nichts übrig als sich mit Betteln fortzuhelfen. So durchzog er die Piccardie und kam nach der Bretagne, wo er in einen wilden Wald gerieth, aus dem er sich nach tagelangem Herumirren nicht wieder heraus zu finden vermochte. Gegen Abend stieß er auf eine alte Glashütte, wo vor vielen Jahren einmal Glas gemacht worden war. Als er sie von fern erblickte, ward er fröhlich, denn er meinte hier sicher Menschen zu finden; als er aber hinzu kam, da sah er, daß er sich getäuscht habe, denn es war keine Menschenseele zu finden. Er mußte jedoch noch froh sein, in dem wilden Walde für die Nacht ein Obdach gefunden zu haben. Er brachte also die Nacht in der Hütte unter großem Hunger und voller Kummer über sein ferneres Schicksal zu. Als es wieder Morgen geworden war, beschloß er in einer bestimmten Richtung queer durch den Wald zu gehn, weil er so doch endlich das Ende desselben erreichen mußte. Aber je weiter er ging, desto unwirthlicher wurde es um ihn herum. Müdigkeit, Hunger und Angst vor dem wilden Gethiere, das den Wald durchstreifte, quälten ihn so sehr, daß er schier verzweifelte. Er glaubte in dem Dickicht elend verschmachten zu müssen. Da hörte er endlich, als der Abend wiederum hereinbrach, das Rieseln einer Quelle, ging dem Geräusche nach und erquickte sich dann mit dem kühlen Trunke einigermaßen. Matt wie er war, setzte er sich am Rande der Quelle nieder und war schon beinah eingeschlummert, als ihn das Brummen eines Bären aufweckte. Er hatte nur noch soviel Zeit auf einen neben ihm stehenden Baum zu klettern um der Bestie zu entrinnen. Da sah er denn zu, wie eine Menge wilder Thiere aller Art zu dem Brunnen kamen um zu trinken. Es erhub sich bald ein gräulicher Lärm unter den Bestien, denn sie drängten einander von der Quelle, stießen und bissen sich unter lautem Geheule. Indem geschah es, daß ein Bär den Menschen auf dem Baume witterte und sich

alsbald anschickte hinauf zu klettern um ihn herunter zu holen. Fortunat gerieth in große Angst und stieg von Ast zu Ast immer höher hinauf, um dem grausamen Thiere zu entrinnen; dieses aber ließ nicht nach und folgte jenem, bis er nicht mehr weiter entrinnen konnte. Da zog Fortunat in der Verzweiflung das kurze Schwert, welches er an der Seite trug und stach den Bären mehreremal in den Kopf. Die Bestie wurde wüthend und schlug mit den beiden Vordertatzen heftig nach dem Jünglinge, verlor aber darüber das Gleichgewicht, stürzte unter schrecklichem Gepolter von dem Baume herab und erhob gleich darauf ein so gräuliches Geheul, daß selbst die widen Thiere an der Quelle erschracken und in den Wald entliefen. Nur der herabgestürzte Bär blieb unter dem Baume liegend; er mochte sich Schaden gethan haben, denn sein Heulen und Winseln wurde immer schwächer. Fortunat war von dem langen Fasten und Herumschweifen so schwach und müde geworden, daß ihm, als er die Angst vor den wilden Thieren überstanden hatte, die Augen vor Mattigkeit zufielen und er von dem Baume herabzustürzen fürchtete. Er stieg daher bebenden Herzens leise von dem Baume herab und durchstach den noch wimmernden Bären mit seinem Schwerte. Als er bemerkte, daß das Thier todt war, legte er begierig seine Lippen an die frische Wunde und sog etwas von dem Blute des Bären ein, welches ihn einigermaßen stärkte. Dennoch überkam ihn eine solche Müdigkeit, daß er aller Angst vor den wilden Thieren vergaß, und sich auf den noch warmen Leichnam des Bären legte und augenblicklich in einen tiefen Schlaf versank, aus welchem er erst am nächsten Morgen erwachte. Als er die Augen aufschlug, da war es ihm, als ob er noch träumte, denn er sah eine überaus schöne Jungfrau vor sich stehen. Er sah sie lange an um sich zu besinnen, ob er sich nicht täuschte und als er sich endlich von der Wirklichkeit der Erscheinung überzeugt hatte, dankte er zu-

nächst Gott in seinem Herzen, daß er ihn noch einmal nach so großen Leiden ein menschliches Antlitz sehen lasse, dann stand er auf und sagte: „Schöne Jungfrau, sei mir gegrüßt. Ich bitte dich, erbarme dich meiner und hilf mir aus dieser Wildniß, in welcher ich nun schon den dritten Tag ohne Nahrung umirre.“ Die Jungfrau fragte ihn: „Wie kommst du hieher?“ und Fortunat sagte ihr, daß seine Heimath Cypern sei und erzählte ihr, wie es ihm bisher ergangen sei. Da sagte die Jungfrau: „Und warum verließest du dein Vaterland?“ Fortunat erwiderte: „Um das Glück zu suchen.“ Worauf die Jungfrau lächelnden Mundes sagte: „Wohlan, du hast es gefunden. Wisse, ich bin Fortuna, die Göttin des Glücks, und ich kenne dich, denn dein Name ist Fortunat. Unter dem Einflusse des Himmels, der Sterne und der Planeten sind mir sechs Tugenden verliehen, die ich denen mittheilen kann, die mich suchen und denen ich wohl will. Diese Tugenden sind: Weisheit, Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Von diesen sechs Tugenden wähle dir eine, besinne dich schnell, welche? Das Glück weilt nirgends lange, darum eile, ehe ich dir entschwinde!“ Fortunat war schnell entschieden und sagte: „So gieb mir Reichthum.“ Alsbald reichte ihm die Jungfrau einen Seckel dar und sprach: „Nimm diesen Seckel! So oft du hineingreifst, in welchem Lande du auch seist, wirst du in ihm zehn Goldstücke finden, wie sie in dem Lande gelten. So lange du lebst, wird die Kraft dieses Seckels nicht versiegen, und auch deine Kinder sollen sich seiner Tugend noch erfreuen, aber merke dir auch, daß der Seckel auch so lange du und deine Kinder leben, in der Hand jedes andern seine Kraft behält. Mit dem Tode des letzten deiner Kinder, versiegt der Schatz, den dieser Seckel birgt. Halte ihn werth und theuer, damit er nicht deinen Händen entrissen werde und ein anderer die Gabe des Glückes genieße, die dir

heut zu Theil wird." Als Fortunat den Seckel in seinen Händen hielt, vergaß er vor Freude schier den Hunger der ihn peinigte und sprach: „Gnadenreiche Jungfrau, was kann ich thun um dir meinen Dank darzulegen? was soll ich thun, um immerdar der Wohlthat eingedenk zu sein, deren du mich heut würdigst?" Da sagte Fortuna mit milden Worten: „Es freut mich, daß du ein dankbares Gemüth hast, und so befehle ich dir denn, zur Erinnerung dieses heutigen Tages, da du mich mit deinen Augen gesehen hast, jedes Jahr, wenn derselbe wiederkehrt und so oft du ihn erlebst, dich vor aller Unreinigkeit zu bewahren und wo immer du dich aufhalten magst zu forschen, ob du einen armen, der Hilfe würdigen Mann findest, welcher eine erwachsene Tochter hat, die er gern einem Manne gäbe, ohne die Mittel zu einer Aussteuer zu besitzen. Findest du ihn, so sollst du ihn, sein Weib und seine Tochter ihrem Stande gemäß bekleiden und der Tochter vierhundert Goldstücke

zu ihrer Aussteuer geben. Dann mögen auch sie das Glück preisen, das ihnen diese Gabe zuwendet, und du sollst meiner dankbaren Herzens gedenken.“ Fortunat gelobte ihr dieß, zu thun und niemals dieses Tages zu vergessen. „Aber nun, holde Jungfrau,“ setzte er hinzu: „bitte ich dich noch, mir aus diesem Walde zu helfen, damit ich deiner Gabe froh werden könne, denn hier müßte ich elend umkommen und dein Seckel würde mir keinen Beistand leisten.“ — „Wohlan,“ sagte Fortuna: „du hast heute das Glück gefunden, so folge mir denn.“ Nach diesen Worten ging sie schwebenden Schrittes vor ihm her und brachte ihn bald auf eine befahrene Straße, dann sagte sie: „Gehe auf diesem Wege fort, so wirst du bald wieder unter Menschen gelangen. Aber sieh dich nicht nach mir um, und forsche nicht wo ich hingehe. Lebe wohl!“

Wie Fortunat durch seinen Glückseckel in große Gefahr geräth.

Fortunat gehorchte der Jungfrau und erreichte bald das Ende des Waldes. Sein Herz hüpfte freudig auf, als er eine stattliche Herberge an der Landstraße erblickte. Seit ihn die Jungfrau verlassen, hatte er an nichts gedacht, als wie er der Wildniß entrinnen möchte, um sein Leben zu fristen; nun aber, als er sich gerettet sah, war sein erster Gedanke die Kraft seines Seckels zu erproben, den er noch in der Hand hielt; er griff hinein und zehn blanke Goldkronen füllten seine Hand. Da gab ihm die Freude frische Kraft, und er trat keck in die Herberge und rief dem Wirthe zu: „Tische auf, Freund, das Beste, was du hast; denn mich hungert sehr und ich will dirs gut bezahlen.“ Das hörte der Wirth gern und er brachte, was seine Wirthschaft nur auftreiben konnte. Fortunat ließ sichs nach den ausgestandenen Qualen wohl sein, brachte zwei Tage in der Herberge zu und ruhte sich aus. Am dritten Tage aber bezahlte er dem Wirth, was

dieser forderte, kaufte ihm auch noch einen alten Reiterharnisch ab um desto eher wieder zu einem Herren zu gelangen, und machte sich wieder auf den Weg. Nachdem er ein paar Meilen gegangen war, kam er zu einem kleinen Städtchen, bei welchem ein hohes Schloß lag. In diesem wohnte der Waldgraf, welchem von dem Herzog von Bretagne die Beschirmung des Waldes übertragen war. Fortunat ging in die beste Herberge des Städtchens und fragte den Wirth, nachdem er sich einen Schoppen Wein hatte geben lassen, ob in der Stadt nicht gute Rosse zu kaufen wären. „Ei ja wohl!" sagte der Wirth: „Es ist gestern ein Roßkamm hier angekommen, der hat wohl an die funfzehn schöne Pferde bei sich und will auf die Hochzeit des Herzogs mit der Tochter des Königs von Arragonien. Unser Herr, der Waldgraf, hat schon mit ihm um die drei besten Rosse gehandelt und ihm dreihundert Kronen dafür geboten, aber der Roßkamm will dreihundert und zwanzig und sie sind nur noch um die zwanzig Kronen auseinander." Fortunat ließ sich alsbald eine Kammer anweisen, indem er sagte, daß er ungestört ausruhen wolle. Kaum aber sah er sich allein, so langte er seinen Seckel hervor und that aus ihm sechzig Griffe, bis er sechshundert blanke Kronen vor sich liegen sah. Diese that er in seinen alten Geldbeutel und dann ging er nach einer Weile wieder hinunter zu dem Wirthe und sagte: „Wo ist der Roßhändler? wenn seine Pferde wirklich so gut sind, so möchte ich sie wohl in Augenschein nehmen." Der Wirth sah den Fremden in den abgerissenen Kleidern von oben bis unten an und erwiderte: „Guter Freund, er wird sie euch schwerlich vorreiten, hat er sie doch kaum unserm Herrn Grafen gezeigt." Fortunat, welcher wohl merkte, daß ihn der Wirth für einen armen Schlucker hielt, erwiderte übermüthig: „Nun,

wenn mir die Rosse gefallen, so mag ich sie wohl eher kaufen, als euer Herr Graf.“ Da machte der Wirth große Augen und dachte, daß hinter den unscheinbaren Kleidern wohl ein reicherer Mann stecken möchte, als er gemeint hatte, ging zu dem Roßhändler und redete demselben so lange zu, bis er sich entschloß, Fortunat seine Pferde zu zeigen. Dieser sah eines nach dem andern und fand, daß die dreie, um welche der Graf gehandelt hatte, allerdings die besten waren. Er bedachte sich daher nicht lange, zog seinen Beutel und zahlte dem Händler dreihundert und zwanzig Kronen hin. Darauf befahl er die Pferde in den Stall zu führen, ließ einen Sattler kommen und befahl demselben, für die drei Rosse Sattel und Zaum auf das Beste herzustellen. Dem Wirth trug er auf, ihm zwei reisige Knechte zu verschaffen, denen er guten Lohn zu geben versprach. Während dieß alles geschah, hatte man dem Grafen hinterbracht, daß ihm ein Fremder die schönen Pferde, um welche er gehandelt, weggekauft habe. Der Graf hatte mit den Rossen auf der herzoglichen Hochzeit prunken wollen, und es war ihm daher verdrießlich, daß er sie nun sollte fahren lassen, denn auf die zwanzig Kronen wäre es ihm bei dem Handel auch nicht angekommen. Er war ein zorniger Mann und schickte daher sogleich einen Knecht an den Wirth und ließ diesen fragen, wer derjenige sei, der ihm die Rosse aus den Händen weggekauft habe. Der Wirth erwiderte: „Ich kenne den Mann nicht. Er hat das Ansehn eines reisigen Knechts, ist mit einen Harnisch bekleidet und kam übrigens zu Fuß in die Herberge. Geld hat er, aber man siehts ihm nicht an, und ich hätte ihm keine Mahlzeit ohne Furcht geben mögen, daß er am Ende ohne Bezahlung davonlaufe.“ — „Was,“ schrie der Knecht: „und solch einen Lump hast du selber zu dem Roßkamm geführt und diesem noch zuge-

redet, ihm die Rosse zu zeigen?“ — „Ei,“ sprach der Wirth: „da er darauf bestand, mußte ich ihn wohl hinführen, denn es ist als Wirth meine Pflicht, meinen Gästen zu dienen, wenn ich schon in meinen Herzen dachte, daß er wohl kaum einen Esel zu bezahlen vermöchte, geschweige die drei schönsten Rosse des Händlers.“ — Der Waldgraf hatte gemeint, der, welcher ihm so keck die Rosse aus den Händen weggekauft, sei ein reicher und vornehmer Edelmann gewesen, als ihm nun sein Diener hinterbrachte, daß ein schlechter Knecht den Kauf geschlossen habe, da ward er außer sich vor Zorn und sagte zu seinen Dienern: „Gehet hin und fahet mir den Mann! Ohne Zweifel hat er das Geld gestohlen, ja wohl gar im Walde einen Reisenden ermordet!“ Die Knechte gingen hin, fingen den Fortunat und warfen ihn in ein böses Gefängniß; zugleich ließ der Waldgraf auf sein Eigenthum, also auf die drei von ihm erkauften Pferde Beschlag legen. Nach einigen Stunden ließ der Graf den Gefangenen vor sich führen und fragte ihn zuerst, von wannen er wäre? Fortunat antwortete: „Ich bin von der Insel Cypern aus der Stadt Famagusta, wo mein Vater als ein armer Edelmann lebt.“ Der Waldgraf freuete sich in seinem Herzen, als er vernahm, daß jener aus so fernem Lande sei, denn er hoffte, es werde sich Niemand um ihn kümmern und er könnte mit ihm ganz nach seiner Willkühr schalten. Er redete ihn daher hart an: „Sprich, frecher Bube, wie du zu dem Gelde gekommen bist, mit welchem du die Rosse bezahlt hast?“ Fortunat vertraute noch ganz zuversichtlich auf sein gutes Recht und erwiderte trotzig: „Danach hat Niemand ein Recht zu fragen! Wer kann mich einer unrechten Handlung zeihen, der trete auf und ich werde ihm zu Rechte stehen, wer er auch sei.“ Da sagte der Graf: „Wart, ich will dich zahm

machen, du Schuft! Du sollst bald gestehen, wie du zu dem Gelde gekommen bist.“ Damit gab er seinen Knechten einen Wink, welchen diese wohl verstanden. Sie nahmen den Gefangenen und führten ihn zu der Stelle, wo die Verbrecher gefoltert wurden. Fortunat erschrak so heftig, daß er am ganzen Leibe zitterte, nahm sich aber vor, seinen Seckel nicht zu verrathen und wenns ihm das Leben kostete. Als er nun auf der Folterbank mit schweren Gewichten belastet hing, und ihn die Qualen schier umbringen wollten, schrie er laut: „Um Gottes willen, lasset mich los, so will ich alles gestehen.“ Die Knechte banden ihn los und führten ihn wieder vor den Grafen, welcher ihn wiederum fragte, wie er zu dem Gelde gekommen wäre. Fortunat erzählte ihm, daß er sich im Walde verlaufen habe, bis zum dritten Tage nichts gegessen und endlich kurz zuvor, ehe er sich aus der Wildniß herausgefunden, in einem Seckel sechshundert und zehn Kronen unter einem Baume gefunden habe. Der Graf fragte ihn, wo der Seckel sei, und Fortunat erwiderte, er habe ihn, nachdem er das Geld gezählt und in seinen eigenen Beutel gesteckt, in das Wasser geworfen, welches an dem Walde vorüberflöße. Darauf sagte der Graf: „So hast du Bösewicht also mir mein Eigenthum rauben wollen und dadurch Gut und Leben verwirkt, denn alles, was in dem Walde gefunden wird, gehört von Rechtswegen mir zu.“ Fortunat antwortete: „Gnädiger Herr, ich bin in diesen Lande unbekannt und kenne nicht die Sitten und Gebräuche desselben. Ich behielt das Geld, weil ich es für eine unverhoffte Gabe Gottes hielt; darum bitte ich euch, vergebt mir, wenn ich mich ohne Wissen gegen euch vergangen habe; behaltet die Rosse und was ich noch von dem Gelde übrig habe, und schenket mir nur die Freiheit und das Leben.“ Aber der Graf ließ

ihn hart an und sagte: „Wer nicht weiß, der soll fragen; darum kurz und gut, heut nehme ich dir dein Gut und morgen das Leben.“ Da dachte Fortunat in seinem Herzen: Ach! welch ein Thor bin ich gewesen, daß ich von dem Glücke Reichthum begehrt habe. Hätte ich statt dessen Klugheit bekommen, so wäre ich nicht in diese Noth gerathen. Er fiel dem Grafen zu Füßen und schrie: „Gnädiger Herr, habet Barmherzigkeit mit mir. Was nützt euch mein Tod? aber lasset ihr mich leben, so will ich alle Tage Gott für euch bitten.“ Der Graf bestand indessen auf seinem Willen, bis seine Diener, welche Mitleiden mit dem Jüngling hatten, sich desselben erbarmten und für ihn baten. Da bedachte er, es könne durch dieselben seine Ungerechtigkeit an dem Hofe seines Herrn, des Herzogs von Bretagne, wohin er nächstens reisen wollte, bekannt werden, und so ließ er sich denn erbitten, nahm dem Fortunat nur die Rosse und das Geld ab, und ließ ihn dann am nächsten Morgen in aller Frühe aus der Stadt führen, nachdem er geschworen hatte, daß er nie in seinem Leben wieder das Gebiet des Grafen betreten wolle.

Wie Fortunat als ein reicher Herr zu leben anfängt und auf Reisen zu gehn beschließt.

Fortunat dankte Gott, daß er ihn aus dieser großen Gefahr errettet habe. Fast eben so sehr wie über sein Leben, freute er sich darüber, daß es ihm gelungen war, den wunderthätigen Seckel Fortunens zu retten und mit sich davon zu nehmen; aber er getraute sich nicht sobald wieder in seinen Seckel zu greifen, weil er fürchtete, das Geld möchte ihm neue Gefahr bringen. Der Graf hatte ihm noch ein kleines Zehrgeld zustellen lassen und von diesem lebte er zwei Tage lang und wanderte immer rüstig weiter, bis er end-

lich in eine Stadt am Meere gelangte, welche Andegavis hieß und wo der Herzog von Bretagne Hof hielt. In dieser Stadt waren damals viele Fürsten und Herren versammelt und warteten auf die Königstochter, welche mit dem Herzoge vermählt werden sollte. Es wurden ein großes Turnier und viele andere Festlichkeiten vorbereitet, wobei ein jeder von den Gästen das Beste zu thun hoffte. Fortunat ging in der Stadt umher und sah alle die festlichen Vorbereitungen. Da bekam er große Lust, das Turnier mitzumachen, was er mit Hilfe seines Seckels wohl bewerkstelligen konnte, fürchtete aber zugleich, daß es ihm wieder so gehen möchte, wie bei dem Grafen. Indessen konnte er doch seiner Lust endlich nicht mehr Widerstand leisten, und so begab er sich denn zu dem Orte, an welchem fremde Roßhändler viele stattliche Pferde feilboten. Er kaufte zwei der schönsten Rosse, nahm einen Knecht in Dienst und kaufte für sich und den Knecht die besten Kleider. Auch die Rosse ließ er herrlich mit Sattel und Zaum versehen und darauf ritt er auf einem Umwege nach der besten Herberge der Stadt, um dort den Verlauf der Festlichkeiten zu erwarten. Nach einigen Tagen kam die königliche Prinzessin in einem reichgeschmückten Schiffe über das Meer daher gefahren und wurde auf das Prächtigste empfangen. Ihr Gemahl, der Herzog von Bretagne, ging ihr mit vielen Fürsten und Herrn bis zum Strande des Meeres entgegen und führte sie unter Musik und Volksjubel nach dem für sie bereiteten Palaste. Die Festlichkeiten währten sechs Wochen und drei Tage. Fortunat lebte ganz wie ein reicher Herr, er ging und ritt zu Hofe und machte alle Feste mit, doch hütete er sich, Geld oder werthvolle Geräthe in der Herberge liegen zu lassen. Da er nun täglich herrlich und in Freuden lebte, so gerieth der Wirth, der ihn nicht kannte, in Sorgen und fürchte, der Fremde möchte eines

Tages auf und davon reiten und nicht wiederkommen. Er sagte deshalb eines Tages zu Fortunat: „Lieber Herr, ich zweifle zwar nicht, daß ihr ein wohlhabender und ehrlicher Mann seid, aber ich kenne euch nicht, darum verargt es mir nicht, wenn ich euch bitte, mir jeden Tag zu bezahlen, was ihr verzehret.“ Fortunat entgegnete ihm lachend: „Lieber Wirth, ich habe nicht im Sinne, ohne zu bezahlen davon zu reiten.“ Mit diesen Worten zog er einen Beutel mit hundert Kronen aus seiner Tasche, gab ihn dem Wirth und sagte: „Da! nehmet dieses Geld und wenn ihr meinet, daß ich mit meinen Freunden mehr verzehrt habe, so saget es mir, so werde ich euch mehr geben, eine Rechnung braucht ihr mir nicht zu machen.“ Als der Wirth das Geld in Händen hielt und durchgezählt hatte, bekam er eine ganz andere Meinung von seinem Gaste. Er hielt ihn von nun an in großen Ehren, zog die Mütze tief vor ihm ab, setzte ihn zu oberst an der Tafel, wo die vornehmsten Gäste saßen, und wieß ihm ein besseres Zimmer an, als er bisher inbewohnt hatte. Eines Tages saß Fortunat mit vielen andern Herren an der Wirthstafel, und wie täglich so kamen auch heut allerlei Spielleute, Sänger und ähnliche Leute zu dem Tische der Herren, suchten diesen mit ihren Künsten Kurzweil zu bereiten und baten dafür um eine Gabe. Da trat denn auch ein alter Edelmann an den Tisch und klagte den Herren seine Armuth. Er sagte: „Ich bin aus Hibernien, bin sieben Jahre in der Welt herumgezogen und habe aller Herren Länder kennen gelernt, die es in der Christenheit giebt; darüber ist mir jetzt, wo ich auf der Heimreise begriffen bin, mein Gut ausgegangen und ich bitte euch, edle Herren, daß ihr mir eine Beisteuer gewähret, damit ich meine Reise fortsetzen kann.“ Der alte Edelmann hatte ein so ehrliches Gesicht und wußte auf Befragen so genaue

Auskunft von allen Ländern zu geben, in welchen er gewesen sein wollte, daß Niemand an der Wahrheit seiner Aussage zweifelte und ihm daher reiche Spenden zu Theil wurden. Fortunat, welcher alles gehört hatte, was der Edelmann von seinen Reisen erzählte, dachte bei sich: Ich möchte wohl auch auf diese Weise fremder Herren Länder durchstreifen und mir würde das Geld nicht ausgehen; der Alte wäre ein guter Geleitsmann auf diesen Reisen und ich wollte es ihm reichlich vergelten, wenn er mir Gesellschaft leisten wollte. Nach Tische begab er sich auf sein Zimmer und ließ den armen Edelmann zu sich rufen. Er fragte ihn, wie er hieße und jener erwiderte: „Leopold.“ Da fuhr Fortunat fort: „Ihr sagtet, ihr hättet große Reisen gemacht und vieler Herren Länder gesehen, euch auch wohl an den Höfen vieler Fürsten aufgehalten; nun bin ich jung und möchte mich gern in der Welt umsehen, wenn ihr mich daher auf meinen Reisen begleiten und führen wollet, so will ich euch wie einen Bruder halten, euch ein eigenes Pferd und einen eigenen Knecht geben, und es euch niemals an dem Gelde fehlen lassen, das ihr braucht.“ Der alte Edelmann antwortete: „Herr, ich möchte wohl gerne einen so ehrlichen Dienst annehmen, aber ich bin ein alter Mann und habe Weib und Kind in meiner Heimath. Diese haben lange von mir nichts gehört und die Liebe zu ihnen läßt mich nichts so sehr wünschen, als wieder zu ihnen zurück zukehren.“ Fortunat sagte: „Es kann unser beider Wille geschehen. Versprichst du mir mich auf meinen Reisen zu begleiten, so will ich auch mit dir nach Hibernien gehen und dein Weib und deine Kinder so reichlich beschenken, daß sie ihr Lebelang genug haben sollen; und wenn es mir später gefällt nach meiner Heimath, welche die Insel Cypern ist zurück zukehren, so will ich dann so für dich sorgen, daß du als dein eigener Herr dein Alter sorgenlos zubringen

kannst und es soll dir an Knechten und Mägden nicht fehlen.“ Da sagte der Alte: „Junger Herr, ihr versprechet viel und ich möchte euch wohl zu Willen sein, wenn ihr eure Versprechungen halten könntet. Aber ihr müsset wissen, daß das Reisen viel Geld kostet.“ Da antwortete Fortunat: „Darum sorge nicht, versprich mir nur bei mir zu bleiben und du wirst sehen, daß ich in jedem Lande so viel Geld aufzubringen weiß, als mir gefällt.“ Da war es der alte Edelmann zufrieden, mit ihm zu ziehen, und sie gelobten einander gegenseitig gute Treue und daß sie einander niemals und in keiner Noth verlassen wollten. Darauf gab Fortunat dem Ritter einen Beutel mit zweihundert Kronen und sagte: „Hier nimm und spare nicht. Kaufe ein Paar Pferde so gut du sie findest, und dünge dir einen Knecht, der dir ansteht. Wenn du das Geld verthan hast, so werde ich dir mehr geben. Diese Freigebigkeit gefiel Leopold gar wohl. Er rüstete sich aufs beste zur Reise und ließ es dabei an nichts fehlen. Auch Fortunat schaffte alles an, was er brauchte, um als ein vornehmer Herr zu erscheinen; doch nahm er nur noch zwei Knechte und einen Knaben in seinen Dienst, so daß, als sie sich aufmachten, sie ihrer sechs Reisegefährten waren. Fortunat besprach sich mit seinem Gesellen, welche Länder sie nacheinandre bereisen wollten, und so beschlossen sie denn zunächst das heilige römische Reich zu sehen. Sie ritten also aus Frankreich über den Rhein nach Deutschland, sahen alle große Städte des Reichs, die Höfe der Fürsten, Berge und Thäler, und gingen endlich von der Stadt Cöln aus gen Brügge in Flandern, setzten sich dann zu Schiff und fuhren nach London, von wo sie ohne Aufenthalt gen Edinburg, in die Hauptstadt Schottlands ritten. Von hier hatten sie nur noch sechs Tagereisen gen Hibernien und bis zu der Stadt, wo Leopolds Weib mit seinen Kindern lebte.

Wie Fortunat St. Patricius Fegefeuer besucht.

In Edinburg erinnerte Leopold seinen Herrn an dessen Versprechen, mit ihm seine Heimath besuchen zu wollen. Fortunat war gern dazu bereit, und so kamen sie denn nach einigen Tagen in die Stadt Valdric. Dort fand Leopold sein Weib und alle seine Kinder noch am Leben. Von seinen Kindern hatten sich zweie, ein Sohn und eine Tochter, verehelicht, und alle freuten sich, daß sie ihren Vater Leopold wieder sahen. Fortunat sah, daß sie sämmtlich brave, aber nicht eben in den besten Glücksumständen lebende Leute waren. Er gab daher dem Leopold hundert Nobel und befahl ihm damit ein köstliches Mahl auszurichten, bei welchem er sein Gast sein wollte. Leopold that nach seinem Auftrage, richtete eine köstliche Mahlzeit aus und lud alle die Seinen und wer mit ihnen befreundet war, zu derselben ein. Da lebten sie herrlich und in Freuden und war in der ganzen Stadt seit Menschengedenken kein solches Fest gefeiert worden. Fortunat war fröhlich mit den Fröhlichen, nach dem Mahle aber nahm er Leopold bei Seite und sagte zu ihm: „Hier, mein Freund, nimm diese drei Beutel, von denen jeder fünfhundert Nobel enthält, den einen gieb deinem Weibe, den andern deinem ältesten Sohne und den dritten deiner ältesten Tochter, damit sie sich trösten, wenn du wieder von ihnen scheidest, denn morgen mit dem Frühesten müssen wir wieder von hinnen.“ Leopold freute sich über die Huld seines Herrn, dankte ihm und beglückte Weib und Kinder mit dessen Gabe. — Fortunat hatte gehört, daß zwei Tagereisen von der Stadt Valdric eine andere Stadt Vernic genannt liege, bei welcher St. Patricius Fegefeuer zu sehen sei. Er hatte große Begierde dieses Naturwunder zu schauen und ritt daher mit seinen Dienern nach jener Stadt. In derselben befindet sich eine große Abtei und hinter dem Altar der Kirche ist eine Thüre, welche in die finstere Höhle führt, welche St. Patricius Fege=

feuer genannt wird. Da nun, wer in die Höhle eintreten wollte, von dem Abte dazu die Erlaubniß haben mußte, so begab sich Leopold zu diesem und sagte ihm, daß sein Herr St. Patricius Fegfeuer zu sehen wünsche. Als der Abt hörte, daß Fortunat ein reicher Edelmann aus Cypern sei, so lud er ihn und Leopold zu Tische. Fortunat wollte sich für die ihm auf diese Art erwiesene Ehre erkenntlich beweisen und kaufte ein Faß von dem besten Weine, welcher in der Stadt zu finden war. Nun war der Wein an demselben Orte selten und theuer und in das Kloster kam fast keiner außer demjenigen, welcher bei dem Gottesdienste gebraucht wurde. Der Abt nahm daher das Geschenk Fortunats mit großem Danke an und bezeigte sich gegen denselben außerordentlich höflich und gefällig. Nachdem sie nun mit einander gegessen hatten, sagte Fortunat: „Ehrwürdiger Herr, wenn es nicht eurer Würde entgegen ist, so möchte ich wohl, daß ihr mir erzähltet, weßhalb man sagt, daß hier Patricii Fegfeuer zu sehen sei.“ Der Abt gab ihm zur Antwort: „Das will ich euch gern sagen. Vor vielen hundert Jahren war diese ganze Gegend, wo jetzt die Stadt und die Abtei stehen, eine wüste Wildniß. In einer nicht fernen Gegend lebte aber damals ein frommer Abt, welcher Patricius hieß und oftmals in die Wüste ging um dort der Buße zu pflegen. Da geschah es eines Tages, daß er diese Höhle fand, welche überaus lang und tief ist. Als er nun in dieselbe hineinging und einen Gang nach dem andern durchschritt, verirrte er sich endlich so in derselben, daß es ihm nicht möglich war den Ausgang wieder zu finden. Nachdem er sich lange vergebens gemüht hatte herauszukommmen, fiel er auf seine Knie nieder und flehte zu dem allmächtigen Gott, daß er ihn, wenn solches nicht gegen seinen heiligen Willen wäre, aus dieser Noth erlösen möchte. Während Patricius so betete, vernahm er aus der Tiefe der Höhle ein gar klägliches Geschrei, nicht anders wie das Wehgeheul der im Fegefeuer

schmachtenden Seelen. Gott half dem frommen Abte aus der Höhle, dieser führte darauf noch ein gottseligeres Leben als zuvor und wurde nach seinem Tode heilig gesprochen. Fromme Menschen, welche erfahren hatten, was dem heiligen Patricius in dieser Höhle begegnet sei, bauten bei derselben das Kloster und gaben der Höhle den Namen St. Patricii Fegefeuer.'' Da fragte Fortunat weiter, ob denn auch diejenigen, welche später die Höhle besucht, etwas von den kläglichen Stimmen in derselben vernommen hätten? und der Abt erwiderte: ,,Einige haben erzählt, daß sie allerdings ein klägliches Rufen aus dem Innern der Höhle gehört hätten, andere hingegen versichern, daß sie nichts weder gehört noch gesehn, doch hätten sie sich im Innern der Höhle des Grausens nicht erwehren können. Bis jetzt hat noch nie ein Mensch das Ende der Höhle erreichen können.'' Da sagte Fortunat: ,,Ich bin aus fernen Landen hieher gekommen, und es wäre mir eine Schande, wenn ich die Höhle nicht besuchte, darum will ich nicht eher wieter reisen, bis daß ich St. Patricii Fegefeuer gesehen habe.'' Der Abt war gern bereit ihm den Eintritt in die Höhle zu erlauben, bat ihn jedoch, doch ja nicht zu weit in derselben vorzudringen, weil er sich in den vielen sich durchkreuzenden Gängen gar leicht verirren könnte, welches auch seit dem heiligen Patricius schon gar Manchem begegnet sei, von denen nicht alle wieder zum Vorschein gekommen wären. Fortunatus ließ sich durch die Rede des Abtes nicht irre machen und fragte Leopold: ob er mit ihm in die Höhle gehen wollte, dieser antwortete: ,,Allerdings will ich euch begleiten und euch nicht verlassen, so lange Gott mir das Leben zu Theil werden läßt.'' Da beschlossen sie am nächsten Morgen mit dem Frühsten die Höhle zu besuchen. Ehe sie aber in dieselbe eintraten, reichte ihnen der Abt noch das heilige Abendmahl, dann traten sie durch die Thür hinter dem Altar in die Höhle und machten sich frischen Muthes auf

den Weg, der Abt rief ihnen noch einen Segen nach und schloß sodann die Pforte hinter ihnen zu. Alsbald umfing jene beide eine undurchdringliche Finsterniß, durch welche sie jedoch rüstig weiter schritten, indem sie sich an den Seitenwänden anhielten. Aus immer weiterer Ferne hörten sie den Gesang der Mönche in der Kirche, bis dieser endlich ganz verstummte. Der Gang durch welchen sie gingen hatte mancherlei Windungen, und Seitengänge führten rechts und links von ihm ab und sie geriethen immmer in neue solche Gänge hinein. Sie hatten sich ihrer Meinung nach schon längst wieder auf den Rückweg begeben, aber sie geriethen nur immer tiefer in die Höhle hinein und merkten endlich, daß sie sich verirrt hätten. Viele Stunden waren sie schon gegangen, Hunger und Durst begannen sie zu peinigen und ihre müden Füße versagten ihnen den Dienst. Da setzten sie sich endlich in der finstern Höhle nieder und begannen an ihrem Leben zu verzagen. Fortunat dachte in seinem Herzen: „Ach nun helfen mir alle Schätze der Welt nichts, vergebens trage ich den Seckel Fortunas bei mir!" dann rief er zu dem allmächtigen Gott in seiner Angst, daß er auch ihn erlösen möge, wie er einst dem heiligen Patricius gethan habe. Der alte Leopold sagte kein Wort, und nur, wenn sein gütiger Herr in zu schmerzliche Klagen ausbrach, suchte er ihn mit milden Worten zu trösten. Die Mönche, welche in der Kirche geblieben waren, harrten viele Stunden auf die Fremden, welche nicht zurückkehren wollten. Endlich wurde es ihnen ängstlich, und sie schickten zu dem Abt und ließen ihm sagen, jene beiden wären noch immer nicht aus St. Patricii Fegefeuer zurückgekehrt. Dem Abt war es leid um den freigebigen Mann, welcher ihm den trefflichen Wein geschenkt hatte und er dachte daran, wie er ihm wohl helfen könnte. Unterdeß waren auch Fortunats Knechte herbei gekommen um sich zu erkundigen, wo derselbe blieb, und als sie erfuhren, daß er in die Höhle gegangen und nicht wieder

hervorgekommen sei, gebärdeten sie sich ganz trostlos, denn freilich konnten sie solch einen Herrn nimmer wiederfinden. Der Abt besann sich, daß ein alter Mann vor vielen Jahren die Höhle mit Schnüren ausgemessen hatte, und schickte zu diesem, indem er ihn bitten ließ in die Höhle zu gehen und jene beiden Fremden zu suchen, die Knechte Fortunats versprachen dem Manne hundert Nobel aus dem Beutel ihres Herrn, wenn er diesen aus der Höhle erlöste. Der Alte erwiederte: „Wenn sie noch am Leben sind so bringe ich sie heraus.“ Darauf versah er sich mit allem was er bedurfte um sich in der Höhle zurecht zu finden und ging hinein. Mit Hülfe der Schnuren und Instrumente durchwanderte er nun einen Gang um den andern und rief von Zeit zu Zeit nach den Vermißten. Endlich fand er sie. Sie saßen noch auf dem Steine und waren schwach vor Hunger und halbohnmächtig vor Angst. Der Alte hieß sie seine Kleider fassen und ihm folgen, ging selber der Schnur nach wieder zurück und erreichte mit ihnen glücklich den Eingang zur Höhle. Der Abt mit den Mönchen und den Knechten Fortunats hatten indeß flehentlich zu Gott gebetet, daß er den Verirrten beistehen und das Werk des Mannes, der sie zu retten ausgegangen, gelingen lassen möchte. Als nun jene aus der Thür der Höhle in die Kirche traten, da war Freude an allen Enden und Fortunat und Leopold und alle die da waren, priesen Gott, den Retter in der Noth. Der Abt und die Mönche freuten sich besonders deßwegen, weil sie gefürchtet hatten, daß wenn die Fremden nicht wiederkämen, künftig Niemand mehr St. Patricii Fegfeuer zu sehen verlangen und das arme Kloster mit Gaben bedenken würde. Fortunat gab dem Alten die hundert Nobel, welche ihm die Knechte versprochen hatten, ließ in der Herberge eine vortreffliche Mahlzeit zurichten und lud den Abt mit allen Mönchen zu derselben ein. Nach dem Mahle schied er von ihnen fröhlichen Herzens und hinterließ ihnen noch hundert

Nobel, damit sie sich etwas anthun könnten, und Gott für ihn bitten sollten.

Wie Fortunat zu Constantinopel in große Gefahr kommt.

Fortunat machte sich mit seinen Gefährten wieder auf den Weg, fuhr über das Meer nach der Stadt Calais in Frankreich, ritt gen Paris und von da durch ganz Frankreich, fuhr wieder zu Schiffe nach Neapel, ging von dort nach Rom und kam endlich nach Venedig. Hier erfuhr er für gewiß, daß der griechische Kaiser in Constantinopel wegen vorgerückten Alters das Regiment niederlegen und seinen ältesten Sohn mit großer Pracht und Herrlichkeit zum Kaiser krönen lassen wolle. Die Venetianer, welche damals gewaltige Herren zur See waren, hatten eine Galeere ausgerüstet, auf welcher sie eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken an den neuen Kaiser in Constantinopel absenden wollten. Fortunat, welcher die Feste in Constantinopel zu sehen wünschte, miethete für sich und seine Begleiter Plätze in der Galeere und kam mit der venetianischen Gesandtschaft nach der Hauptstadt des griechischen Kaiserthums, welches damals noch nicht von den Ungläubigen erobert worden war. Da waren so viele Fremde aus aller Herren Landen angekommen, daß die Herbergen sie kaum zu fassen vermochten. Die Venetianer erhielten vom Hofe ein eigenes Haus angewiesen, in welchem sie wohnen sollten; da sie aber keine Fremden unter sich haben wollten, so sah sich Fortunat genöthigt für sich und seine Leute eine Herberge zu suchen, welches ihm zwar auch endlich gelang, doch nicht zum besten, weil der Wirth der Herberge ein Spitzbube war. Fortunat ging mit seinen Begleitern täglich aus, um den Festlichkeiten beizuwohnen, und jedesmal verschloß er die Kammer, welche er bewohnte, auf das sorgfältigste. Der Wirth wußte aber dennoch in die Kammer zu kommen. Hinter dem einen der in der Kammer stehenden Bettstollen war nämlich

ein Bret in der Wand, welches leicht heraus gehoben werden konnte. Durch diese Oeffnung gelangte der Wirth mehrmals in die Kammer, während seine Gäste ausgegangen waren, und durchsuchte alle ihre Reisesäcke und die Taschen ihrer etwa zurückgelassenen Kleidungsstücken. Er konnte aber zu seinem großen Aerger kein Geld finden und da er nun dennoch sah, daß die Fremden viel verthaten nnd stets mit baarem Gelde bezahlten, so meinte er, sie möchten wohl all ihr Geld bei sich, in die Wämser eingenäht tragen. Nach einigen Tagen hielt Fortunat mit dem Wirth Abrechnung, da bemerkte dieser, daß Fortunat einen Beutel mit Goldstücken aus dem Wamse zog und ihn dem alten Leopold gab, um den Wirth zu bezahlen, und dieses geschah, wie unbillig auch die Fordrung des Wirths war, ohne Abzug, denn Fortunat hatte seinem Diener aufgetragen keinem Wirth etwas an seiner Forderung zu kürzen. Es war nun bald der Jahrestag gekommen, an welchem Fortunat von der ihm wohlwollenden Göttin den Zauberseckel erhalten hatte. Da gedachte er seines der Göttin gegebenen Versprechens und fragte daher den Wirth der Herberge: ob er nicht einen armen Mann kenne, der eine erwachsene Tochter hätte und sie gern verheirathen möchte, doch kein Heirathsgut für sie habe, er wolle denselben reichlich begaben. Da antwortete ihm der Schalk: „Wohl weiß ich mehr als einen solchen Mann, und wenn ihr euch bis morgen gedulden wollet, so werde ich einen mit seiner Tochter zu euch führen, der eurer Wohlthat eben so würdig wie bedürftig ist.“ In seinem Herzen aber dachte der Schalk, noch diese Nacht sollte all das Geld in seine Hände kommen, welches der Fremde in solchem Uebermaaß besäße, daß er es auf die unnützeste Weise wegwerfen wollte. Es war ihm nicht anders zu Muth, als ob es schon sein eigenes Geld wäre, welches Fortunat verschwendete. Als die Nacht hereingebrochen war, und die Fremden im ersten festen Schlafe lagen, schlich sich der

Bösewicht durch das Loch in der Wand in die Kammer und durchsuchte hastig alle Kleidungsstücke, welche bei den Betten lagen. Bei den Dienern fand er wenig oder nichts, nur an Leopolds Gürtel hing ein Beutel mit 50 Goldstücken, welchen er abschnitt. Zuletzt machte er sich über Fortunats Kleider und dachte hier die beste Ernte zu thun. Er fand den Zauberseckel, welcher an das Wams angenäht war, und schnitt ihn eilig ab, als er aber alsbald fühlte, daß nichts darin war, so warf er ihn ärgerlich unter den Bettstollen. Ehe er sich wieder fortmachte, öffnete er noch das Fenster, damit es den Anschein haben sollte, als ob der Dieb von der Straße aus eingestiegen wäre. Am nächsten Morgen war Leopold der erste, welcher erwachte und als er das Fenster offen stehen sah, so weckte er die Knechte mit Schelten, denn er meinte, daß sie des Nachts heimlich ausgegangen und zum Fenster hinausgestiegen wären. Als aber die Knechte hoch und theuer versicherten, daß sie nicht aus dem Bette gekommen wären und nicht wüßten, wer das Fenster geöffnet habe, erschrak Leopold heftig und sah sogleich nach seinen Beutel, der nicht mehr zu finden war. Da sprang er aus dem Bette, lief zu Fortunat und erzählte ihm, daß ein Dieb des Nachts zum Fenster eingestiegen und ihm den Beutel mit fünfzig Goldstücken vom Gürtel geschnitten hätte. Fortunat antwortete kein Wort, sondern griff nur nach seinem Wams, fühlte nach dem Seckel Fortunas und sank mit einem Schrei in das Bette zurück, wo ihm alsbald die Sinne vergingen. Da ward die Verwirrung und der Schrecken unter den Dienern noch größer, sie brachten jedoch ihren Herrn durch Reiben und Waschen nach einiger Zeit wieder zu sich. Indem kam der Wirth herbei und fragte, was ihr Schreien und Wirthschaften zu bedeuten habe? Da sagten sie ihm, daß ihnen diese Nacht all ihr Geld gestohlen worden sei. Der listige Dieb schalt sie aus und sagte: „Was seid ihr für lüderliches Volk, daß euch so etwas begegnen kann.

Ist die Kammer nicht mit guten Thüren und Fenstern versehen? wie kann da ein Dieb herein, wenn ihr ihm nicht selbst aufschließet.“ Die Knechte versicherten, daß die Fenster beim Schlafengehen auf das Beste von ihnen verwahrt worden seien, aber der Wirth erwiderte: „Am Ende ist der Dieb mitten unter euch. Ich kann bei dem vielen fremden Volke, welches sich jetzt hier herumtreibt, für nichts gut sein.“ Indem trat er zu Fortunat und sah, wie derselbe ganz bleich und entstellt in dem Bette lag und noch kein Wort hervorzubringen vermochte. Da fragte er ihn: „Warum gebärdet ihr euch gar so kläglich; ist es denn so viel, was ihr verloren habt?“ Leopold sagte, es wären ihnen im Ganzen etwas über fünfzig Goldstücke geraubt worden. „Nun was ist da so großes Leidwesen zu erheben;“ sagte der Wirth: „gestern waret ihr Willens eines armen Mannes Tochter auszustatten; so rechnet euren Verlust darauf; behaltet das Geld, das ihr verschenken wolltet, und euer Schade wird nicht sehr groß sein.“ Fortunat gab ihm mit schwacher Stimme zur Antwort: „Ach um das Geld ist es mir nicht, nur um den Beutel, den mir der Dieb von meinem Wams abgeschnitten hat. In demselben steckte ein kleiner Zettel, der eine Anweisung auf eine große Summe Geldes enthielt. Der Zettel ist Niemand etwas nütz, als mir, denn es kann ihn Niemand umsetzen als ich.“ Da dachte der Bösewicht, er müsse dem Fremden zu dem Zettel wieder verhelfen, damit er, wenn jener ihn zu Gelde gemacht hätte, die große Summe auch noch in seine Hände bringen könnte, stellte sich deßwegen ganz gerührt von Mitleiden und forderte die Knechte auf doch zu suchen, ob der Beutel etwa noch irgend wo zu finden sein möchte. Die Knechte durchsuchten die ganze Kammer, bis einer von ihnen unter das Bett seines Herrn sah und den Seckel fand. Er brachte ihn dem Fortunat und fragte ihn, ob dieß sein Seckel wäre. Fortunat sprang hastig auf, riß ihm den Seckel aus der Hand und sagte,

daß es der rechte wäre. Er wagte indeß noch nicht, sich der Freude über das Wiederfinden des kostbaren Kleinods zu überlassen, denn er fürchtete, durch das Abschneiden könnte der Seckel seine Kraft verloren haben. Vor den Leuten traute er sich auch nicht, die Kraft des Seckels zu erproben, denn er wollte ihnen um keinen Preis das Geheimniß desselben wissen lassen, weil er dann wohl seines Lebens nicht mehr sicher gewesen wäre, auch nicht vor seinem treusten Diener. Da er nun noch sehr schwach von dem Schrecken war, so legte er sich wieder ins Bett. Hier griff er alsbald unter der Decke in den Seckel, und hätte nun vor Freuden laut aufschreien mögen, als er die Goldstücke in der Hand fühlte. Wie groß aber auch seine Freude war, so vermochte sie ihm doch nicht so schnell seine Kräfte wieder zu geben, wie sie ihm der Schrecken geraubt hatte. Er mußte noch den ganzen Tag im Bette zubringen. Als es Abend wurde, befahl er seinen Leuten die ganze Nacht Kerzen zu brennen und sich mit den bloßen Schwertern ins Bette zu legen; dieß sollten sie alle Nacht thun, so lange sie noch in Konstantinopel wären, damit sie nicht noch einmal bestohlen werden könnten. Während der Nacht, als seine Diener schliefen, nähte Fortunat den Seckel an einem Gürtel fest, welchen er sich um den bloßen Leib schnallte, so daß ihm jemand erst hätte das Leben nehmen müssen, ehe er zu dem Seckel gekommen wäre. Darauf schlief er beruhigt ein und erwachte am nächsten Morgen mit frischen Kräften und frischem Muthe. Er stand auf und begab sich mit seinen Leuten in die überaus herrliche Sophienkirche. Hier gab er den Priestern zwei Goldstücke und bat sie, Gott ein Loblied zu singen und eine Messe für ihn zu lesen. Er dankte Gott mit gerührtem Herzen, daß er die Gefahr noch glücklich an ihm habe vorübergehen lassen, und ging dann mit seinen Dienern aus der Kirche zu dem Platze, wo die Kaufleute und Wechsler feil hielten. Dort befahl er den Knechten heim zu gehen, die Mahlzeit vorzube-

reiten und für die Pferde zu sorgen, zu Leopold aber sagte er: „Freund hier hast du ein Goldstück, gehe hin und kaufe fünf feste Beutel, ich will indeß zu meinem Wechsler gehen und Geld holen, denn es ist mir nicht eher wieder wohl, als bis wir wieder Geld im Hause haben.“ Während nun aber Leopold die Beutel einkaufte, begab sich Fortunat nach der Herberge, schloß sich allein in die Kammer ein und that so viele Griffe in den Beutel, daß er eine große Summe Geldes vor sich hatte, als Leopold mit den fünf neuen Beuteln heim kam. Darauf that Fortunat in einen Beutel hundert Goldstücke und gab denselben Leopold mit der Weisung die nöthigen Ausgaben davon zu bestreiten, Niemand Noth leiden zu lassen und sich mehr zu holen, wenn das Geld ausgegeben wäre. Auch jedem seiner Knechte gab er einen Beutel mit zehn Goldstücken, und vierhundert Goldstücke that er in den fünften Beutel. Nachdem dieß geschehen war, ließ er den Wirth rufen und befahl ihm, den Mann und das Mädchen herbei zu bringen, welchen er die Ausstattung zugedacht habe. — Der Wirth ging zu einem ihm bekannten Schreiner, welcher eine hübsche mannbare Tochter hatte und ein armer aber rechtschaffner Mann war. Er erzählte ihm, in welcher Absicht er komme, und hoffte der Schreiner würde sich gegen ihn sehr dankbar beweisen, daß er ihm das Geschenk zuwendete, und ihm aus Erkenntlichkeit einen Theil der zu empfangenden Gabe zukommen lassen. Aber der Schreiner, der eben so derb wie arm war, gab ihm zur Antwort: „Ei was, wer bezahlt, will auch was dafür haben. Der reiche Herr mag wohl seine Absichten haben mit meiner Tochter, ich werde mich hüten sie ihm zuzuführen. Um Gottes willen thut jetzt Niemand was. Ja, saget eurem Herrn, wenns ihm wirklich daran liege Gutes zu thun ohne Nebenabsichten, so möge er zu mir kommen.“ Diese grobe Rede verdroß den Wirth und er hinterbrachte sie Wort für Wort an Fortunat, denn er hoffte, sie sollte diesen auch

verdrießen und ihn abhalten, das Geld wegzugeben, auf welches er nähere Ansprüche zu haben meinte. Fortunat aber erkannte aus den Worten des armen Schreiners, daß derselbe ein ehrenwerther und rechtschaffener Mann sein müsse. Er machte sich also sogleich auf den Weg ihn aufzusuchen, und der Wirth mußte ihm den Weg zeigen. Als sie bei dem Schreiner eingetreten waren, sagte Fortunat: „Ich habe gehört, du habest eine erwachsene Tochter, laß sie mit ihrer Mutter herein kommen.“ Der Schreiner fragte ganz trotzig: „Was soll sie?“ — „Laß sie nur kommen,“ erwiederte Fortunat: „es soll ihr Glück sein.“ Da rief der Mann Weib und Tochter. Als diese in die Stube traten und den reichgekleideten Herrn erblickten, waren sie ganz verschämt, weil sie gar ärmlich gekleidet waren, und die Tochter stellte sich hinter ihre Mutter, um nicht gesehen zu werden. Aber Fortunat nahm sie bei der Hand und sagte zu ihr: „Tritt hervor, Jungfrau. Du brauchst dich nicht zu schämen, wenn du brav bist, denn Armuth schändet Niemand.“ Fortunat sah, daß das Mädchen hübsch und von kräftigem Wuchs war. Er fragte den Vater: „Wie alt ist deine Tochter?“ — „Zwanzig Jahr“ erwiderte der Schreiner. „Und warum hast du sie noch keinem Manne gegeben?“ fuhr Fortunat fort. Da ließ die Frau den Mann nicht zu Worte kommen, sondern sagte schnell: „Ach, lieber Herr, wir hätten es längst gethan, denn wir gönnen ihr alles Glück, aber wem könnten wir sie geben; die Reichen mögen ein armes Mädchen nicht und die Armen, welche sie wohl möchten, und deren sind viele, lieber Herr, die brauchen eine Aussteuer noch nöthiger als die Reichen. Da ist der Sohn unsers Nachbars, ein braver guter Junge, der mit dem Mädel aufgewachsen ist und sie gar gerne zur Frau hätte.“ — Fortunat wendete sich zu dem Mädchen: „Und wie gefällt er euch, Jungfrau?“ Da erröthete das Mädchen und sprach ohne die Augen aufzuschlagen: „Ich gehorche meinen

Eltern, wen sie mir zum Manne geben, den werde ich nehmen; — den Sohn des Nachbars so gerne wie jeden andern.“ — „Glaubt ihr nicht, sie lügt!“ fiel ihr die Alte ins Wort: „Ich weiß gewiß, daß sie lange schon mit einander einig sind, nur daß sie nichts haben um eine Wirthschaft anzufangen.“ Fortunat befahl der Frau den Jüngling zu rufen, und als sie mit demselben kam, gefiel ihm derselbe gar wohl. Er sagte daher: „Junger Mann, willst du diese Jungfrau zum Weibe nehmen? und du, Jungfrau, willst du ihn zum Manne? Wenn ihr einander begehret, und eure Eltern nichts dawider haben, sehet, so will ich euch dieses hier zur Ausstattung geben.“ Mit diesen Worten zog er unter dem Mantel den Beutel mit den vierhundert Goldstücken hervor und schüttete das Geld auf den Tisch. Da besan-

R.v.H.

nen sie sich alle nicht lange, und auch der alte Schreiner war es gern zufrieden, daß Hochzeit sein sollte. Es wurde sogleich ein Priester geholt, der die glücklichen Brautleute in Fortunats Ge-

genwart zusammengab, und dieser reichte dem Vater der Braut noch zehn Goldstücke zu einem Festkleide für sich und seine Hausfrau und ebensoviel um ein Hochzeitmahl anzurichten. Da küßten ihm alle die Hände, dankten ihm herzlich und priesen Gott, daß er ihnen den unbekannten Wohlthäter gesandt hätte, der ihnen wie ein Engel vom Himmel erschien. — Fortunat ging wieder nach der Herberge zurück. Der alte Leopold wunderte sich im Stillen, daß sein Herr leichten Herzens so große Summen wegschenkte, da er sich doch vor wenigen Tagen, als ihnen eine viel kleinere Summe geraubt worden war, gar so kläglich angelassen hatte. Noch mehr aber wunderte sich der Wirth. Er begriff nicht, wo die Fremden ihr Geld aufbewahren müßten, daß er es trotz seines mehrmaligen eifrigen Durchsuchens aller ihrer Kisten und Kasten und sogar ihrer Kleider doch nicht habe finden können. Das viele Geld, welches er in Fortunats Händen gesehn, reizte ihn, trotz der Gefahr, welcher er sich bei der Wachsamkeit der Fremden aussetzte, doch noch eine Untersuchung ihrer Taschen vorzunehmen. Als daher die Feste des Kaisers ihrem Ende nahe waren, und er dachte, daß er nun keine Zeit mehr zu verlieren habe, schlich er sich wieder einmal, als die Fremden sämmtlich ausgegangen waren, nach der Kammer. Nun wußte er, daß Fortunat eigne Kerzen hatte machen lassen, welche lang und stark waren, so daß sie eine Nacht hindurch brannten. Er nahm daher die Kerze, welche er auf dem Leuchter fand, bohrte etwa in der Mitte ein Loch in dieselbe bis an den Docht, füllte Wasser in die Oeffnung und verklebte sie dann wieder sorgfältig mit Wachs. So bewirkte er, daß die Kerze wenn sie ein paar Stunden gebrannt hatte, von selbst verlöschen mußte. Am Abend setzte er sich zu den Fremden an den Tisch, ließ ihnen den besten Wein auftragen, den er im Keller hatte, und trank ihnen wacker zu. Er hoffte, sie würden nun in einen so festen Schlaf versinken, daß er ungestört sein

Vorhaben ausführen könnte. Fortunat und seine Diener legten sich wie gewöhnlich mit den bloßen Schwertern zu Bette, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatten, und waren bald entschlafen. Kurz vor Mitternacht verlöschte die Kerze, und der Wirth, welcher vor dem Fenster geharrt hatte, bis der Schein derselben ausging, schlich sich nun auf dem gewohnten Wege in die Kammer. Er tappte vorsichtig nach den Betten, konnte aber doch nicht vermeiden, daß er, als er in die Nähe des alten Leopold kam, einiges Geräusch machte, indem er an einen Tisch anstieß. Leopold, welcher von dem genossenen Wein noch aufgeregt war und noch keinen festen Schlaf gefunden hatte, erwachte, blickte auf und hörte, wie der Dieb eben seine Kleider aufhob und sie durchsuchte; da faßte er schnell sein Schwert, sprang auf und schlug nach dem Bösewicht einen Schwertesschlag, welcher diesem unglücklicher Weise in seiner gebückten Stellung gerade in das Genick ging und das Haupt fast ganz vom Rumpfe trennte, so daß der Mann ohne einen Laut von sich zu geben todt zu Boden sank. Zugleich schrie Leopold laut: „Ein Dieb! ein Mörder! Besetzet Fenster und Thüre, daß er uns nicht entwische, und laufe einer nach Licht.“ Da sprangen alle aus den Betten, einer der Knechte lief nach der Küche und zündete das Licht an, während seine Kamraden Niemand hinaus und herein ließen als ihn. Als er nun mit dem Lichte zurück kehrte, da sahen sie den Leichnam des Wirths auf dem Boden liegen. Die Knechte freuten sich, daß es ihnen gelungen den Bösewicht auf der That erwischt und ihm seinen Lohn gegeben zu haben, aber Fortunat war so erschrocken wie noch nie in seinem Leben und rief: „Ach und weh! wir sind alle verloren! Mußte ich darum nach Constantinopel kommen um Gut und Leben einzubüßen? Leopold, was hast du gethan! Hättest du den Bösewicht nur verwundet, aber nicht getödtet, so hätten wir mit Gottes Hilfe und mit einer Summe Geldes uns aus dem bösen

Handel ziehen und gegen den Dieb Gerechtigkeit finden können.“ Der Alte erwiderte: „Herr, der Schuft hatte das Licht ausgelöscht; es war so finster, daß ich nicht sehen konnte wie und wo ich ihn traf. Es ist derselbe, der uns neulich bestohlen hat, und wenn wir die Sache bei Gericht anzeigen wie sie ist, so wird man uns recht geben.“ — „Nein,“ rief Fortunat: „der Mann ist ein Bürger dieser Stadt und hat Freunde und Verwandte, die werden Richter und Volk gegen uns aufwiegeln, und wir werden als Mörder verurtheilt werden eines schmählichen Todes zu sterben, und kein Geld der Welt wird uns erretten!“ Bei sich selber dachte Fortunat: Habe ich denn keinen Freund, dem ich mich und den Glücksseckel anvertrauen kann, damit er mich und die Meinen mit einer großen Summe Geldes aus dem Gefängniß errette und uns Recht verschaffe? Es fiel ihm der und jener ein, den er in Constantinopel kennen gelernt hatte; dann aber dachte er wieder: Allmächtiger Gott, und wenn er mein Bruder wäre, dem ich den Seckel gäbe, so wird er ihn nicht wieder herausgeben wollen. Der Seckel wird ihm so lieb sein, daß er mich gern verderben lassen wird, nur um im Besitz desselben bleiben zu können. Ja statt mich zu retten, wird er die Richter mit großen Summen bestechen, nur um mich desto gewisser auf die Richtstätte zu bringen, er wird die Bürger der Stadt aufwiegeln, daß sie meinen Tod verlangen. So beschloß er denn den Seckel nicht aus den Händen zu geben und wußte nun gar nicht was er beginnen sollte; hätte ihn die große Angst vor dem Tode nicht aufrecht gehalten, so wäre er ohnmächtig zu Boden gesunken. Der alte Leopold, der in seinem langen Leben und auf seinen weiten Reisen schon in mancherlei Noth gerathen war, behielt allein einige Fassung und überlegte was zu thun sei, denn die Knechte hatten wie ihr Herr den Kopf verloren, als sie begriffen, in welche Gefahr sie unverschuldet gerathen wären. Der Alte sagte: „Was stellet

ihr euch so kläglich an, hie hilft kein Zagen und Jammern, damit machet ihr den Schurken nicht wieder lebendig. Denket daran, was zu thun sei um glücklich aus diesem Handel herauszukommen.“ — „Ach,“ seufzte Fortunat: „ich weiß keinen Rath; hätte ich thörichter Mensch die Weisheit statt des Reichthums gewählt, so wüßte ich uns wohl zu helfen. Aber mein Verstand war kindisch und wird es auch bleiben.“ Leopold verstand nicht, was sein Herr meinte, aber er sagte zu ihm: „Herr, ermannet euch, und thuet was ich euch heiße. Mit Gottes Hilfe denke ich uns allen das Leben zu erretten, und uns ohne Schaden von hinnen zu bringen.“ Da traten alle zu ihm hin um zu hören, was er zu ihrem Heile wüßte. Er aber fuhr also fort: „Schweiget alle still, reget euch nicht und redet nicht und löschet das Licht aus.“ Darauf nahm er den Leichnam auf den Rücken, ging mit ihm ganz leise hinunter in den Hof hinter die Stallgebäude, wo ein tiefer Ziehbrunnen war, und warf ihn da hinunter, wo ihn so leicht niemand finden konnte. Nachdem aber der alte Ritter wieder hinaufgekommen war, sagte er zu Fortunat: „Nun habe ich das Nöthigste gethan, der Bösewicht ist untergebracht, wo er uns sobald nicht verrathen wird. Daß er ausgegangen uns zu bestehlen, wird wahrscheinlich Niemand wissen, und so wird auch Niemand auf uns einen Verdacht werfen, daß wir ihn umgebracht hätten. Jetzt seid alle fröhlich und guter Dinge. Ihr Knechte geht hinunter zu den Rossen, putzet sie und rüstet sie zur Reise, dabei singet, erzählet lustige Geschichten, und mache keiner eine traurige Gebärde. Sobald der Morgen graut sitzen wir auf und reiten soweit uns unsere Rosse tragen.“ Je schlimmer ihnen zu Muthe war, desto lustiger stellten sie sich. Fortunat schickte den Kellner nach dem besten Wein und lud alles Hausgesinde ein, wacker zu zechen, darauf beschenkte er alle auf das reichlichste und bezahlte seine letzte Zeche, denn er hatte erst den Tag vorher mit dem Wirth Abrechnung gehalten. Als er zu

Roß stieg, sagte er zu den Knechten: „Grüßet euren Herrn, den Wirth, noch vielmals von mir und auch seine brave Hausfrau. Ich hätte gern noch mündlich von ihnen Abschied genommen, aber ich will sie nicht im Morgenschlummer stören.“ — „Ja grüßet sie,“ rief der alte Leopold: „und saget unserm ehrlichen Wirth, in etwa einem Monate kämen wir wieder nach Constantinopel und würden nicht verfehlen bei ihm einzusprechen.“ Unter solchen Reden stiegen sie zu Pferde und sprengten darauf eilig zur Stadt hinaus. Es wurde ihnen aber nicht eher wieder ganz wohl zu Muthe, bis sie nach mehrern Stunden die Grenze erreicht und das Gebiet des türkischen Sultans betreten hatten. Hier kamen sie in die Stadt Karosa, wo der Sultan einen Amtmann hatte, welcher gegen einen Tribut den fremden Kaufleuten und Pilgern freies Geleit durch das Land des Sultans gewährte. Leopold, der hievon wohl unterrichtet war, begab sich sogleich zu dem Amtmann und sagte: „Herr, wir sind unser sechs Wallbrüder und bitten euch, ihr wollet uns freies Geleit und überdieß einen Dollmetscher gewähren, welcher uns den Weg weist.“. „Wohlan,“ antwortete der Amtmann: „ihr sollet haben, was ihr begehret, aber ihr müsset ein jeder vier Ducaten an mich bezahlen, und den Dollmetscher müsset ihr erhalten und ihm überdies täglich einen Ducaten Lohn geben.“ Leopold that als ob er über diese Forderung sehr erschräke und das Verlangte nicht zu bewilligen im Stande sei, fügte sich aber bald und bezahlte das Geld. Darauf schrieb ihm der Türke einen Geleitsbrief und schickte ihn zu einem des Weges und der Sprachen kundigen Manne, welcher sie unter den angegebenen Bedingungen begleiten sollte. So machten sie sich denn getrösteten Muthes auf den Weg. Auch Fortunat hatte bald aller Sorgen vergessen, da er sah, daß sie der Gefahr entronnen waren. Sie gelangten nach mehren Tagereisen an den Hof des türkischen Sultans, wo es überaus hoch und herrlich zuging und sie viele neue ihnen

bisher noch gänzlich unbekannte Dinge sahen. Indeß verdroß es den Fortunat, daß er so viele Christen an dem Hofe des Sultans sah, welche entweder als Sklaven dienen mußten oder ihren Glauben schändlich verleugnet hatten um irdischen Vortheils willen. Gern hätte Fortunat alle jene in Gefangenschaft schmachtenden Christen losgekauft; doch er fürchtete sein Kleinod zu verrathen und hütete sich wohl seinen Reichthum blicken zu lassen. So reiste er denn nach kurzem Verweilen weiter, besuchte nacheinander die große und kleine Wallachei, Kroatien, Dalmatien, Ungarn und Polen, darauf Dänemark, Schweden und Norwegen, und ging endlich durch Deutschland nach Venedig in Welschland. In Venedig, wußte er, war der Reichthum keine so seltene und auffällige Sache; er hielt daher nicht länger an sich, sondern ging herum und kaufte alles, was seinen Augen wohlgefiel. Da gab es kein Kleinod, welches ihm zu köstlich und zu theuer gewesen wäre. Er bezahlte jedermann was er verlangte und so geschah es, daß bald auch in dem reichen Venedig sein Reichthum auffiel, und endlich alle Welt von dem freigebigen und reichen Fremden redete, und daß ihn jedermann hoch in Ehren hielt.

Wie Fortunat in seine Heimath zurückkehrt und sich vermählt.

Fortunat hatte in seinem Glücke seine Heimath und seine armen Eltern nicht vergessen. Nachdem er alles was sein Herz begehrte und Venedig darbot zusammengekauft, namentlich auch für köstliche Gewande und schönen Hausrath gesorgt hatte, miethete er eine eigene Galeere, ließ all seine Sachen darauf schaffen, und fuhr gen Famagusta auf der Insel Cypern. Als er daselbst angekommen und das Schiff verlassen hatte, war sein erstes, daß er nach dem Hause eilte, wo vormals sein Vater und seine Mutter gewohnt hatten; aber das Haus war weggerissen und ein schöneres an seiner Stelle errichtet worden. Da

sah Fortunat einen Nachbar an der Thür stehen, den er noch gar wohl kannte, obgleich derselbe in den funfzehn Jahren, welche seit Fortunats Abwesenheit verflossen waren, alt und grau geworden war. Fortunat trat zu dem Manne, der ihn ganz als einen Fremden begrüßte, und fragte ihn, ob er ihm nicht sagen könne, was aus einem gewissen Theodor und dessen Ehefrau geworden sei, die ehemals in Famagusta gelebt hätten? „O die habe ich sehr gut gekannt," sagte der Alte: „die sind nun schon beide seit vielen Jahren todt. Der Mann war früher einer der reichsten Bürger, kam immer weiter herunter und mußte auf seine alten Tage noch den Kummer erleben, daß ihm sein einziger Sohn in die weite Welt ging, der ihm von Rechtswegen noch hätte eine Stütze werden sollen. Hätte ihm nicht der König noch zuletzt ein kleines Jahrgeld bewilligt, so hätte der alte Mann müssen betteln gehn. Es sind nun fünf Jahre her, daß er gestorben ist, und seine alte Hausfrau hats nur noch wenige Wochen nach ihm geschafft. Das wenige was sie noch hinterlassen, haben ihre Gläubiger an sich genommen." Fortunat wendete das Gesicht hinweg, damit ihn der alte Bürger nicht erkennen sollte, wenn er die Thränen in seinen Augen erblickte, dankte ihm mit wenigen Worten für den Bescheid und begab sich wieder nach dem Hafen. Er war einige Augenblicke unschlüssig, ob er nicht wieder von dannen reisen sollte; doch des ferneren Herumtreibens müde beschloß er dazubleiben, sich in Famagusta häuslich niederzulassen und seinen und seines Vaters Namen bei den Leuten wieder zu Ehre zu bringen. So befahl er denn seinen Dienern die mitgebrachten Sachen ans Land schaffen zu lassen, und ging mit Leopold in die Stadt, wo sie ein großes Haus an einem der schönsten Plätze mietheten. Dahin wurden dann die in Venedig aufgekauften Schätze gebracht; Fortunat nahm noch mehre Knechte und Mägde an und bald hatte sich in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet, daß Fortunat, der Sohn des

alten Theodor, zurückgekehrt sei und zwar als ein reicher Mann. Da kamen die Freunde von allen Seiten, mehre als Fortunat sich erinnern konnte gekannt zu haben. Doch wurden alle auf das Beste aufgenommen, und Fortunat ließ öffentlich bekannt machen, daß alle diejenigen, welche jemals seinem Vater Geld oder Geldes werth dargeliehen hätten und solches beweisen könnten, zu ihm kommen sollten um die Zahlung mit allen Zinsen zu erhalten. Da kamen ihrer genug und Fortunat bezahlte große Summen an sie, die ihm bei allen Leuten großes Ansehn und Lob verschafften, aber seinen Reichthum auch nicht im geringsten verminderten. Er kaufte das ehemalige Haus seines Vaters und die benachbarten Gebäude, fast die ganze Straße, ließ sämmtliche Häuser niederreißen und einen herrlichen Palast bauen, mit welchem sich selbst der Palast des Königs von Cypern nicht messen konnte. Bei dem Palaste wurde eine prächtige Kirche gebaut, in welcher Fortunat zwei schöne Grabmäler für seine Eltern errichten ließ. Nachdem alles fertig war, auch alle Zimmer auf das vollständigste und schönste eingerichtet waren, ging Fortunat mit Leopold durch den Palast und besah alles. Er war mit allem zufrieden und sagte: „Nun laß uns ein ruhiges und ehrbares Leben führen, Leopold, damit wir nach den Beschwerden der Reise nun der Ruhe auf das Beste genießen.“ Das war der alte Ritter gar gern zufrieden und Fortunat nahm sich vor, eine Gemahlin zu nehmen. Die Bewohner von Famagusta merkten gar bald, was ihm fehlte und was er suchte. Wer eine schöne Tochter hatte, der schmückte sie aufs schönste heraus, und hoffte die Augen des reichen Herren würden Wohlgefallen an ihr finden. Da ward manches schöne Kind mit herrlichen Gewändern bekleidet, das ohnedem noch lange ohne solche geblieben sein würde. Nun wohnte in der Nähe von Famagusta ein Graf, welcher Nimian hieß und drei Töchter hatte, von welchen immer eine schöner als die andere war, so daß zwar

alle Welt anerkannte, daß im ganzen Königreiche Cypern keine schöneren Jungfrauen wären, aber Niemand zu sagen wußte, welche unter den dreien die schönste wären. Der Graf Nimian war nicht reich, doch stand er bei dem Könige in hohen Gnaden, daher rieth ihm dieser selbst, daß er doch sehen möge den reichen Fortunat zum Eidam zu bekommen, ja der König erbot sich sogar selbst die Vermählung zu Stande zu bringen. Doch Graf Nimian antwortete dem Könige: „Mein gnädiger Herr und König, könnet ihr mir rathen ihm die Hand einer meiner Töchter zu geben, wenn er dieselbe verlangt? Wir wissen nichts von ihm, als daß er der Sohn eines verarmten Edelmanns ist, der auf unbekannten Wegen zu baarem Gelde gekommen ist, das er jetzt in prachtvollen Gebäuden, köstlichem Hausrath und herrlichen Gewändern angelegt hat auf eine Weise, in welcher es ihm keine Zinsen trägt. Der Mann hat weder Land noch Leute und baares Geld geht schnell auf.“ Der König sagte dagegen: „Ich weiß von Augenzeugen, daß Fortunat so reich an herrlichen Kleinodien ist, daß er wohl eine ganze Grafschaft dafür kaufen könnte, er hat aber noch nicht Eins veräußert. Der Mann ist kein unerfahrner Jüngling, der nicht weiß, was er thut; er hat weite Reisen gemacht und viele Erfahrungen gesammelt, so muß er wohl wissen, mit welchen Mitteln er das Leben fortführen kann, welches er begonnen hat. Darum bleibt mein Rath, lieber Graf, du giebst ihm eine von deinen Töchtern, welche ihm gefällt. Ich selbst will diese Ehe zu Stande bringen, Fortunat gefällt mir, er ist eben so reich mit adligen Sitten begabt wie mit Schätzen, ich gönne ihm die edelste Gemahlin, und ich möchte es nicht sehen, daß eine andere die Herrin dieses prachtvollen Palastes und aller dieser Kostbarkeiten würde.“ Auf diese Rede wagte der Graf Nimian nicht länger dem Könige zuwider zu sein, und erklärte, daß er in Alles willige, was er zum Heile einer seiner Töchter zu thun gedenke.

Darüber freute sich der König und sagte zu dem Grafen: „Wohlan so schicke deine Töchter zu meiner Gemahlin, der Königin. Ich werde Sorge tragen, daß sie Fortunat zu sehen bekommt, damit er die Wahl unter ihnen habe. Um ein Heirathsgut sei unbesorgt; die Ausstattung ist meine Sache, du hast diese Angelegenheit ganz in meine Hand gelegt.“ Der Graf dankte dem Könige und beurlaubte sich bei demselben. Nachdem er nach Hause zu seiner Gemahlin gekommen war, erzählte er derselben sein Gespräch mit dem Könige. Die Gräfin war wohl mit dem Vorhaben zufrieden, und hatte an Fortunat nichts auszusetzen, als daß er ihr von zu niedriger Abkunft war. Auch gefiel es ihr nicht, daß Fortunat die Wahl unter den drei Jungfrauen haben sollte, denn sie liebte besonders eine derselben und fürchtete Fortunat möchte gerade diese wählen, welche sie ihm am wenigsten gönnte. Sie gehorchte indeß dem Willen ihres Gemahls, versah ihre Töchter mit Allem, was ihrem Stande gebührte, und schickte sie mit einer Hofmeisterin, Dienern und Dienerinnen an den Hof des Königs. Hier wurden sie auf das Beste von dem Könige und der Königin empfangen. Die Königin sorgte dafür, daß sie von ausgezeichneten Meistern in allem Unterricht erhielten, was so vornehmen und schönen Fräulein zu wissen und zu können ziemt, und da sie auch schon im Hause ihres Vaters eine gute Erziehung erhalten hatten, so machten sie schnelle Fortschritte. Sie nahmen täglich an Schönheit und edlen Sitten zu, obgleich man sie längst schon für vollkommen gehalten hatte. Als es nun dem Könige rechte Zeit zu sein dünkte, schickte er an Fortunat eine Botschaft und ließ ihn an seinen Hof entbieten ohne eine Ursache anzugeben. Das befremdete zwar Fortunat einigermaßen; doch bedachte er, daß sich der König stets als ein gnädiger Herr gegen ihn bewiesen habe, und so zog er stattliche Kleider an und ritt wohlgemuth zu Hofe, wo man ihn mit allen Ehren aufnahm. Nach einer Weile ließ

ihn der König vor sich kommen und sagte zu ihm: „Fortunat, ich habe dich um deines eigenen Besten willen vor mich bescheiden lassen. Ich habe vernommen, daß du eben so brav und rechtlich gesinnt als reich bist. Da ich nun gesehen, daß du einen herrlichen Palast und eine Kirche hast bauen lassen, so muß ich wohl annehmen, daß du bei uns zu bleiben gedenkst, und daß du damit umgehest dir eine Frau zu nehmen. Ich fürchte nun, du möchtest einer Jungfrau deine Hand geben, welche mir nicht durchaus würdig erschiene die Frau eines der reichsten und würdigsten Männer meines Königreichs zu werden, darum wünschte ich, du ließest dir bei der Wahl einer Gattin meinen Rath gefallen. Ich will dir eine Frau suchen, welche dir zum Wohlgefallen und deinen Nachkommen zur Ehre gereichen soll.“ Fortunat neigte sich gegen den König und erwiderte: „Gnädiger Herr und König, ihr habet recht, wenn ihr meinet, daß ich gesonnen sei mir eine Hausfrau zu wählen. Wenn ich nun sehe, wie huldreich mein Herr für mein Wohl die Sorge übernehmen will, so kann ich euch dafür nur unterthänig danken und euch versprechen, in allem, was ihr mir befehlen werdet, euch gehorchen zu wollen.“ Da sagte der König, welchem Fortunats Rede gar wohl gefallen hatte: „Ich kenne drei Jungfrauen, alle drei überaus schön und wohl erzogen, dabei von sehr vornehmer Abkunft. Die älteste ist achtzehn Jahr alt und heißt Gemiana, die zweite steht im siebzehnten Jahre und wird Marsepia genannt, die dritte endlich, welche Cassandra heißt, ist dreizehn Jahre alt. Eine von diesen dreien sollst du dir zur Gemahlin wählen, und ich will dich eine nach der andern sehen lassen, oder, wenn dir es lieber ist, auch alle drei auf einmal dir vor Augen führen.“ Fortunat erwiderte nach kurzem Bedenken: „Gnädigster Herr und König, wenn ihr mir die Wahl lassen wollet, so bitte ich euch, die drei Jungfrauen beisammen stehend schauen zu dürfen und eine jede reden zu hören.“ Da sandte der König alsbald

zu seiner Gemahlin und ließ sie ersuchen, sich mit allen ihren Frauen und Jungfrauen bereit zu halten um ihn und einen Gast, den er mitbringen würde, zu empfangen. Die Königin kannte die Absicht ihres Herrn gar wohl und ließ ihm antworten, daß sie ihn erwarte. Fortunat hatte sich von dem Könige noch die Gnade ausgebeten seinen alten Freund und treuen Diener Leopold mitnehmen zu dürfen, und nachdem dieser herbeigekommen war, begaben sich alle drei in die Gemächer der Königin. Die Königin und die sie umgebenden Damen erhoben sich von ihren Plätzen und empfingen den König mit aller Ehrerbietung und deßgleichen auch seine Gäste. Der König setzte sich und Fortunat stellte sich ihm zur Seite. Da sagte der König zu seiner Gemahlin: „Stellet mir die drei Jungfrauen Gemiana, Marsepia und Cassandra vor.“ Da gingen die drei Schwestern aus dem Kreise der Damen hervor, neigten sich dreimal vor dem Könige, traten dann näher zu ihm hin und knieten vor ihm nieder, wobei man ihre edlen Sitten gar wohl erkennen konnte. Der König befahl ihnen aufzustehen und sagte sodann zu der ältesten: „Gemiana, du sollst mir sagen, wo du am liebsten bist, ob bei meiner Gemahlin der Königin, oder bei deinem Herrn und Vater, oder bei deiner Gräfin Mutter?“ Da antwortete die Jungfrau nach kurzem Ueberlegen: „Mein königlicher Herr! Es ziemet mir nicht den Ort meines Aufenthalts zu wählen, sondern hierin wie in allen andern Stücken eurer Majestät und meinem Vater zu gehorchen, und ich werde dieß stets gern und willig thun.“ Hierauf wendete sich der König an die zweite Jungfrau mit der Frage: „Marsepia, sage mir frei, wen du mehr liebst, den Graf deinen Vater oder die Gräfin deine Mutter.“ Da sagte Marsepia: „Gnädiger Herr und König, ich liebe beide von ganzem Herzen, und wenn es der Fall wäre, daß ich eines von beiden mehr liebte, so möchte ich nicht, daß mein Herz es wüßte und mein Mund es sagte, denn beide Eltern haben mir

allezeit gleich viel Liebe und Treue bewiesen.“ Zuletzt redete der König die jüngste von den drei Schwestern an: „Nun höre mich an, Cassandra, und sage deine Meinung. Nimm an, es wäre hie bei Hofe ein großes Fest mit Spiel und Tanz, und deine Eltern und du, ihr wäret auch dabei, wie viele andere Fürsten und Herrn und edle Frauen und Jungfrauen. Da geschähe es nun, daß ein stattlicher Ritter dich zum Tanz aufforderte und deine Mutter sagte zu dir: geh und tanze mit ihm, dein Vater aber: nein, tanze nicht — was würdest du thun?“ — „Gnädigster Herr König, ihr wisset, ich bin noch jung und fast noch ein Kind, der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Darum vergebet, wenn ich keine schickliche Antwort weiß, und bedenket auch die große Liebe, welche Kinder gegen ihre Eltern hegen. Ich wüßte nicht zu wählen, denn was ich auch wählte, so würde ich eines meiner lieben Eltern betrüben und erzürnen.“ — Der König sagte: „Und doch müßtest du eine Wahl treffen, um dem Ritter, der dich zum Tanz aufgefordert, eine Antwort zu geben. Was würdest du ihm sagen?“ — „Ich würde ihn bitten ein Jahr auf meine Antwort zu warten, damit ich bei weisen Leuten um Rath fragen könnte, bevor ich mich entschiede.“ Hierauf entließ der König die drei Jungfrauen und beurlaubte sich bald darauf bei seiner Gemahlin und deren Frauen. Nachdem er nun mit den beiden Edelleuten wieder nach seinem Zimmer gekommen war, sagte er zu Fortunat: „Nun ist geschehen, was du begehrt hast, ja noch mehr. Du hast die Jungfrauen gesehen, eine neben der andern, hast sie lange und bedächtig sprechen gehört und ihren Verstand und ihre Sitten kennen gelernt; nun sage mir, welche dir am besten gefallen hat, und welche du zur Gemahlin begehrst.“ Fortunat antwortete: „Gnädigster Herr, sie gefallen mir alle drei so wohl, daß ich nicht weiß, welche ich wählen soll. Gönnet mir eine kurze Bedenkzeit, während welcher ich mich

mit meinem Freunde Leopold berathen will.“ Der König bewilligte ihm sein Begehren und entließ ihn und den alten Edelmann gnädig. Nachdem nun die beiden zu Hause angekommen waren und sich allein auf ein Zimmer begeben hatten, sagte Fortunat zu Leopold: „Wohlan, alter Freund, du hast die drei Jungfrauen so gut wie ich selbst gesehen, rathe mir, welche ich nehme. Auch der weiseste kann in seinen eigenen Angelegenheiten den Rath eines Freundes gebrauchen, wie viel mehr ich; du bist alt und erfahren, so rathe mir als ein treuer Freund, so ehrlich als ob es das Heil deiner Seele anginge.“ Leopold erschrak in seinem Herzen über dieses Anmuthen und sagte: „Herr, in derartigen Sachen ist guter Rath schwer. Dem einen gefällt dieß, dem andern jenes, wie man sagt: der eine ißt gern Fisch, der andere Fleisch — was soll ich euch rathen. Eurem Geschmack müßt ihr folgen, nicht dem meinen, denn ihr, nicht ich, habet auch die Last zu tragen, wenn ihr eine schlechte Wahl treffet.“ Dagegen sagte Fortunat: „Du hast Recht und doch sollst du mir rathen, denn bei der Wahl einer Gattin soll nicht blos das Herz sprechen, sondern auch der Verstand. Nun siehst du ruhiger als ich in dieser Sache und kennst überdieß Welt und Menschen so gut, daß du wohl an der Schale den Kern, an der Gesichtsbildung die Gesinnung des Menschen erkennen magst.“ Leopold mochte noch immer nicht mit der Sprache herausgehn, denn er fürchtete seines Herrn und Gönners Huld zu verlieren, wenn er diejenige nennte, welche jenem minder gefiel, darum sagte er ausweichend: „Ich habe alle drei sorgfältig beobachtet und an keiner ein Fehl entdeckt. In ihrem Wesen und Betragen zeigen sie so viele Aehnlichkeit mit einander, daß ich sie schier für Schwestern halten möchte. Alle drei sind schön, und ich habe nichts an ihnen bemerkt, woraus man auf einen Mangel der Seele schließen dürfte.“ Aber Fortunat begnügte sich nicht mit dieser Antwort; er sagte: „Einer

mußt du aber doch den Vorzug vor den beiden andern geben, welche ist es?“ Leopold erwiderte: „Saget mir eure Meinung, so will ich euch sagen, ob sie mit der meinen übereinstimmt.“ — „Nein, du sollst zuerst reden, damit du aufrichtig bist,“ sagte Fortunat. So stritten sie eine Weile hin und her, bis Leopold vorschlug: „Nehmet ein Stück Kreide und schreibet dort auf eure Ecke, welche euch am besten gefallen hat, ich werde an diese Ecke meine Meinung schreiben.“ Das thaten sie, und als nun beide die Hände von der Schrift aufhoben und hinsahen, da hatte einer wie der andere: Cassandra geschrieben. Fortunat freute sich, daß auf diese Weise sein erfahrner Freund seine Wahl billigte, und Leopold dankte Gott, daß er seinen Sinn so glücklich auf diejenige gelenkt hatte, von welcher sein Herr sein künftiges Lebensglück erwartete. Fortunat eilte noch an demselben Tage zu dem Könige zurück und sagte: „Mein gnädiger Herr und König, mein unterthäniges Begehren ist dieß, daß ihr mir Cassandra zum Gemahl gebet.“ Der König antwortete: „Dein Wunsch soll erfüllt werden“ und schickte alsbald zu der Königin und ließ sie sammt der Jungfrau zu sich entbieten. — Die Königin kam und brachte Cassandra mit sich. Indeß war auf Befehl des Königs ein Kaplan herbeigekommen, welcher das Paar zusammengab. Cassandra war ein wenig betrübt, daß sie ohne Wissen ihrer Eltern vermählt wurde, wagte aber nicht dem Willen des Königs entgegen zu treten. Nach der Trauung kamen die Frauen und Jungfrauen der Königin und brachten der Braut ihre Glückwünsche dar. Als nun die Jungfrauen Gemiana und Marsepia zu ihrer Schwester traten, umfingen sie dieselbe unter heißen Thränen mit ihren Armen. Da erfuhr Fortunat erst, daß die drei Jungfrauen Schwestern wären. Er trat daher zu seinen Schwägerinnen hin und sagte zu ihnen: „Betrübet euch nicht so sehr, daß ihr eure Schwester von euch lassen sollet, ich will versuchen euch einen kleinen

Trost zu gewähren." Alsbald ließ er aus seinem Hause einige von den Kostbarkeiten holen, welche er in Venedig aufgekauft hatte. Die beiden herrlichsten Kleinode überreichte er dem Könige und der Königin mit der unterthänigen Bitte, dieselben als einen geringen Beweis seiner Dankbarkeit anzunehmen, und die übrigen vertheilte er an seine Braut und deren Schwestern und gab auch allen anwesenden Damen von dem Hofstaate der Königin auf das reichlichste, so daß er von allen Seiten Dank einerntete. Der König sandte an den Grafen Nimian und dessen Gemahlin einen Boten, welcher dieselben von allem, was geschehen, in Kenntniß setzen sollte. Zugleich schickte auch Fortunat seinen Freund Leopold an seine Schwiegereltern ab und gab ihm tausend Ducaten mit dem Geheiß, dieselben der Gräfin in den Schooß zu schütten und zu sagen: dieß sei eine geringe Spende ihres Tochtermannes, auf daß sie wohlgemuth zur Hochzeit kommen möge. Als nun der Bote des Königs kam und seine Botschaft ausrichtete, war die Gräfin unwillig, daß sie gerade ihr jüngstes Kind verlieren sollte, denn Cassandra war ihr die liebste von ihren Töchtern; als aber darauf auch Leopold erschien und die funkelnden Ducaten vor ihr ausbreitete, da ließ sie allen Unmuth fahren und rüstete sich mit ihrem Gemahl auf das eiligste und beste, wie es ihrem gräflichen Range geziemte, zur Hofreise. Der König empfing sie mit allen Ehren und erklärte ihnen, daß er die Ausrüstung der Hochzeit übernehmen wollte. Indem trat Fortunat an der Hand seiner jungen Gemahlin herbei, begrüßte seine Schwiegereltern auf das ehrerbietigste und wendete sich dann an sie und an den König mit der Bitte, ihm zu vergönnen die Hochzeit in seinem neuen Hause zu Famagusta halten und damit zugleich diesen seinen Palast einweihen zu dürfen; ja er wagte es den König und die Königin zu bitten mit all ihrem Hofstaate ihm die Ehre ihres Besuches bei diesem Feste zu gönnen. Der König sagte es zu und Fortu-

nat beurlaubte sich um in seinem Hause alles Nöthige anzuordnen. Am achten Tage darauf erschienen der König und die Königin und brachten ihm die Braut, alle Angehörigen der Braut und eine große Anzahl von Gästen mit. Da ging es denn hoch her in Essen, Trinken, Spielen, Tanzen und allen Arten von Lustbarkeiten, wie es kein König und Kaiser so prachtvoll und verschwenderisch herstellen kann, wenn ihm nicht etwa auch Fortunas Seckel zu Theil geworden ist. Am Abend wurde die Braut mit großem Gepränge in das hochzeitliche Gemach geführt, wo sie Fortunat mit großer Freude empfing. Graf Nimian und seine stolze Gemahlin waren mit dem Reichthum ihres Schwiegersohnes gar wohl zufrieden, doch fand die Gräfin noch das Eine auszusetzen, daß Fortunat nicht Land und Leute besäße, welche ihm unterthan wären. Am nächsten Morgen trat nun der König mit dem Grafen Nimian und dessen Gemahlin vor Fortunat, und verlangte die Morgengabe für die Braut. Da sagte Fortunat: „Land und Leute kann ich ihr nicht bieten, aber ich will euch funfzigtausend Ducaten übergeben, damit ihr, sobald es sich fügt, eine Burg nebst Gebiet kaufet und meiner Gemahlin als Eigenthum übergebet, auf daß sie für alle Zeit versorgt sei.“ — „Wohlan,“ sagte der König: „die Gelegenheit zu einem vortheilhaften Kaufe ist schon da. Man hat mir angezeigt, daß der Graf von Ligorna Schulden halber sein schönes Schloß Lorgano mit dem zugehörigen Flecken, mit Leuten, Land und allen Liegenschaften verkaufen muß. Wenn es euch gefällt, so wollen wir diese Besitzung für die Braut erstehen.“ Das waren alle zufrieden, und der Kauf wurde schon am nächsten Tage abgeschlossen, weil Fortunat den verlangten Preis ohne zu handeln annahm und sogleich baar durch seinen Freund und Diener Leopold auszahlen ließ. Nun war auch die Gräfin mit ihrem Schwiegersohne überaus zufrieden. Nachdem die große Herrschaft Lorgano der Braut förmlich zu-

geschrieben worden war, begab sich das junge Ehepaar mit allen den anwesenden vornehmen Hochzeitgästen in die neue Kirche, welche Fortunat hatte bauen lassen, und nach dem Hochamte ließ Fortunat alle mit einem wahrhaft königlichen Mahle bewirthen. Nach dem Mahle setzte Fortunat drei Kleinode aus, um welche im Turnier gekämpft werden sollte. Das erste war sechshundert Ducaten werth, und die Herren und Ritter sollten um dasselbe drei Tage lang stechen, so daß derjenige den Preis erhielte, welcher unter allen das Beste thäte. Das zweite Kleinod war für die Bürger und ihre Genossen bestimmt. Es war vierhundert Ducaten werth, und das Stechen um dasselbe sollte ebenfalls drei Tage währen. Um den dritten Preis, welcher einen Werth von zweihundert Ducaten hatte, sollten endlich die Knechte ein Stechen halten. So währte das Fest noch vierzehn Tage, an welchen Schmausen, Tanzen und Stechen immer mit einander wechselten, und inzwischen noch mancherlei andere Kurzweil getrieben ward. Endlich wollte der König mit all seinem Hofgesinde wieder von dannen ziehen, nachdem er den Fortunat und seine junge Gemahlin noch einmal seiner besonderen Gnade versichert hatte. Auch Graf Nimian und seine Gemahlin schickten sich an mit dem Könige abzureisen. Fortunat bat sie zwar, noch länger bei ihm zu verweilen, aber sein Schwiegervater sagte ihm mit bedächtiger Miene: „Mein werther Herr Sohn, ihr seid allzu freigebig; bedenket, daß auch das größte Vermögen endlich ein Ende nimmt, und haltet endlich mit dem großen Aufwande ein, den ihr in diesen Tagen gezeigt habet. Wir müssen von hinnen um euch nicht ferner Gelegenheit zu großmüthiger Verschwendung zu geben." Fortunat lachte über diesen weisen Rath in seinem Herzen, der für alle andere, nur nicht für ihn, seine Wahrheit hatte, und ließ jene reisen um nicht das Geheimniß seines Glücksseckels zu verrathen. Er gab dem Könige das

Geleit bis in die Nähe seiner Hofburg und ritt dann wieder zu seiner schönen Cassandra heim. Er stellte darauf für die Bürger von Famagusta noch ein zweites Hochzeitfest an, bis er endlich der Lustbarkeiten satt war und nun für die Ordnung seines ferneren Hausstandes Sorge trug. Vor allen andern dachte er daran seinen treusten Diener, den alten Leopold zu versorgen. Er rief ihn zu sich und sagte zu ihm: „Mein alter Freund, du hast dich allezeit, in Glück und Unglück, so treu an mir erwiesen, daß ich es für meine Pflicht halte, dir endlich meine Dankbarkeit in vollem Maße zu bezeigen. Ich biete dir also ein Dreifaches, und überlasse dir die Wahl. Wenn du nach deiner Heimath begehrst, so will ich dir vier Knechte mitgeben, die dich in deinem Alter pflegen und warten sollen, und dir überdieß soviel Geld überlassen, daß du dein Lebtag daran genug haben sollst. Willst du hier in Famagusta bleiben, so werde ich dir ein eigenes Haus kaufen und dir soviel geben, daß du drei Knechte und zwei Mägde halten und als ein wohlhabender Mann leben kannst. Willst du aber hie bei mir in meinem Hause bleiben, so ist mir dieses auch recht, und ich werde dich halten wie mich selbst. Nun sage, welches Loos dir das wünschenswertheste dünkt, so soll es dir zu theil werden ungekränkt und ungeschmälert.“ Dem alten Leopold liefen die Thränen über die Wangen, als er die Güte seines Herrn erkannte und sagte: „Ach, lieber Herr, was ich jemals für euch gethan habe, das habet ihr mir längst reichlich vergolten. Ja ihr habet bereits vielmehr an mir gethan, als ich jemals zu verdienen im Stande bin, und wenn ich auch nicht ein alter schwacher Greis sondern noch ein rüstiger Jüngling wäre. Doch ich weise eure große Güte nicht zurück, sondern danke dem gütigen Gott, der mich ohne mein Verdienst in euch mein Glück hat finden lassen. Aber was soll ich wählen von dem, was eure Großmuth

mir bietet? Heimzureisen dünkt mir nicht räthlich. Ich bin alt und schwach und vermag kaum noch die Beschwerlichkeiten einer so weiten Reise zu ertragen. Gelangte ich aber auch glücklich in meine Heimath, so fände ich dort ein rauhes Land wo ich keinen der Genüsse fände, an die ich mich bereits gewöhnt habe. Zwar zieht mich die Liebe zu den Meinen, aber wer weiß ob sie noch leben; überdieß bin ich ihnen fremd geworden, und sie würden den Greis auf die Länge nicht gerne sehen. Bei euch, in eurem Palast zu leben — das geht noch weniger an. Ihr seid jung, ich alt, ihr seid lebenslustig, ich lebensmatt, das will sich nicht zusammenschicken. Und wenn ihr auch noch ferner wie bisher Nachsicht mit eurem alten Diener hättet, so würde ich doch eurer jungen und liebenswürdigen Gemahlin, allen euren lebensfrohen Umgebungen gar bald zur Last fallen. Also fort mit mir aus dieser Welt, der ich immer fremder werde — und so nehme ich denn euer zweites freundliches Erbieten an, bitte euch um einen eigenen Heerd, an welchem ich den Rest meines Lebens ruhig in Zufriedenheit verbringen kann, und habe nur noch den einen Wunsch, daß ihr mich nicht ganz aus eurem Rathe verstoßen möget, sondern mich ferner wie bisher mit eurem Vertrauen ehret, indem ich wahrlich an euch und eurem Schicksale den herzlichsten Antheil nehme." — Das alles sagte Fortunat dem Alten gerne zu und sorgte für ihn besser als mancher reich gewordene Sohn für seinen Vater. Er gab dem treuen Diener ein eigenes Haus, Knechte und Mägde und monatlich hundert Ducaten in die Wirthschaft. Leopold ward auf sein Alter noch einmal seines Lebens recht froh. Er brauchte sich nun nach niemand mehr zu richten, lebte ganz als freier Herr, stand auf und legte sich zu Bett, wann er wollte, und konnte sich jede Bequemlichkeit verschaffen, welche sein Alter heischte. Bei seinem jungen

Freunde Fortunat stellte er sich noch öfters ein und ward stets wohl aufgenommen und stets um Rath gefragt, wenn derselbe etwas außergewöhnliches vorhatte. Indeß ward er doch von Tage zu Tage schwächer, und konnte nach einigen Monaten nicht mehr das Zimmer, bald auch nicht mehr das Bett verlassen. Da schickte ihm Fortunat die besten Aerzte, denen er die reichlichsten Belohnungen versprach, wenn sie mit ihrer Kunst dem Alten noch einmal auf die Beine hülfen. Doch das Alter ist eine Krankheit, welche kein Arzt zu besiegen vermag, und so starb der gute Alte, nachdem er noch einmal seinen Wohlthäter gesegnet. Fortunat beklagte ihn herzlich, und ließ ihn in seiner Kirche herrlich bestatten und ihm ein schönes Denkmal in derselben aufrichten.

Wie Fortunat abermals auf Reisen geht.

Fortunat fehlte nun zu seinem vollkommenen Glücke nichts, als ein Leibeserbe von seiner geliebten Gemahlin Cassandra. Er wünschte sich denselben um so mehr, als er wußte, daß mit seinem Tode auch die Kraft seines Glücksseckels erlöschen würde, wenn er keine Kinder hinterließ. So lieb er die schöne Cassandra auch hatte, so war er doch klug genug ihr nichts von dem wunderbaren Schatze zu entdecken, in dessen Besitz er war. Fortunat hatte in seinem Glücke niemals Gottes vergessen, der ihm die Begegnung Fortunas gegönnt hatte, und so wandte er sich denn auch jetzt mit seiner Bitte um einen Nachkommen an ihn. Und Gott, welcher fromme und gerechte Bitten gern erhört, gewährte ihm seinen Wunsch; Cassandra gebar einen Sohn, welcher von Fortunat und von allen seinen zahlreichen Freunden mit großer Freude empfangen wurde und in der heiligen Taufe den Namen Ampedo erhielt. Nach einem Jahre ward Cassandra abermal schwanger und brachte einen Sohn zur Welt,

welcher Andolosia genannt wurde. Fortunat erzog seine beiden wohlgebildeten Söhne mit aller Liebe und großem Fleiß. Da zeigte es sich denn bald, daß die Knaben von gar verschiedener Gemüthsart waren; denn während der ältere, Ampedo, ein stilles in sich gekehrtes Kind war, offenbarte Andolosia einen kecken und leichten Sinn. Fortunat wünschte sich noch mehr Kinder und hätte es besonders gern gesehen, wenn ihm seine liebe Gemahlin noch ein Töchterchen geboren hätte; aber Cassandras Schooß blieb von nun an verschlossen. Nachdem die beiden Eheleute zwölf Jahre in aller Liebe und Eintracht mit einander gelebt hatten, gab Fortunat die Hoffnung auf weitere Nachkommenschaft auf. Wiewohl er nun herrlich und in Freuden lebte und alles hatte, was sein Herz nur verlangen konnte, auch an Weib und Kindern mit ganzer Seele hing, so fing dem Fortunat doch allmählig der Aufenthalt in Famagusta an langweilig zu werden. Er dachte an seine Jugend und an die weiten und unterhaltenden Reisen, welche er gemacht. Da ergriff ihn eine mächtige Sehnsucht, nachdem er alle christliche Staaten durchfahren und kennen gelernt hatte, doch auch noch die Heidenschaft, das Land des Priesters Johannes, und die Indien genannten Länder kennen zu lernen. Daher sagte er eines Tages zu seiner Gemahlin Cassandra: „Liebes Weib, ich habe an dich eine Bitte, welche du mir nicht abschlagen sollst. Es treibt mich mit Gewalt zu einer Reise in ferne Gegenden.“ Cassandra erschrak und fragte ihn, wohin er wolle? Da theilte er ihr alle seine Wünsche und Pläne mit, wie er auch noch die andere Hälfte der Welt zu sehen wünsche, nachdem er früher die erste kennen gelernt hätte. „Ja,“ sagte er: „und es muß geschehen, und wenn ich mein Leben darüber einbüßen sollte.“ Als Cassandra dieß erfuhr, war sie sehr betrübt, weil sie ihn für immer zu verlieren fürchtete. Sie wendete Alles an um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihm vorstellte, wie verschieden es sei durch Christenlande mit einem jungen, rüstigen, an Ertragung von Mühseligkeiten gewöhnten Körper zu reisen, und bei herannahendem Alter mit einem nicht mehr festen, an allerlei Bequemlichkeiten und mancherlei Genüsse gewöhnten Leibe durch heidnische Lande zu fahren. „Ach,“ sagte sie: „hast du nicht gehört, mein lieber Fortunat, wie falsch und treulos die Heiden sind, wie sie es sich

zum Ruhme rechnen einen Christenmenschen zu hintergehen, zu verfolgen und zur Ehre ihrer falschen Götter in den Tod zu geben? Mein herzinnig geliebter Mann, Lust meines Lebens, einzige Hoffnung meiner Zukunft, erbarme dich meiner und deiner Kinder und verlaß uns nicht. Wo kann es dir besser gehen, als hier bei den Deinen? Ach, was habe ich verbrochen, was habe ich gethan, wodurch ich dein Mißfallen erregt, daß du mich verlassen willst? Sage mir, was es sei, und gewiß es soll nimmer wieder geschehen, ich will alles thun, was in meinen Kräften steht um deine Gunst und dein Wohlgefallen mir wieder zu erwerben." Cassandra umschloß ihren Gemahl mit ihren Armen und weinte heiße Thränen. Fortunat aber küßte sie und sagte: „Fasse Muth, liebes Weib, und quäle dich nicht selbst mit trüben Vorstellungen. Nicht verlassen will ich dich, sondern nur auf eine kurze Zeit mich von dir trennen um mich, wenn ich heimgekehrt, nie wieder von dir loszureißen. Ja ich verspreche dir feierlich, es soll uns dann nichts mehr scheiden, als nur der Tod." Cassandra erwiderte: „Ja wüßte ich, daß du wiederkehrtest, so wollte ich mich wohl trösten mit dem Gedanken, daß du deine Wünsche befriedigtest, und zögest du unter Christen, so würde ich meine Bangigkeit zu überwinden vermögen, aber unter den gottlosen Heiden, welche nach Christenblut dürsten, — unter ihnen wirst du den Tod und ich mehr als Tod — Angst, Noth und Verzweiflung finden." Da sagte Fortunat sehr ernst: „diese Reise kann Niemand wenden, als Gott und der Tod allein. Ich werde für dich und meine Kinder also sorgen, daß ihr, auch wenn ich nimmer wiederkehrte, euer Lebelang genug haben sollet." — Als Cassandra sah, daß die Reise Fortunats fester Wille war, nahm sie alle Kraft zusammen und sagte: „Mein geliebter Herr, wenn es denn sein muß, so nehme dich der allmächtige Gott in seinen Schutz. Kehre heim je eher je lieber, und lasse Treue und Liebe, die du mir und meinen Kindern allezeit erwiesen, nicht in deinem Herzen ersterben. Wir wollen Gott Tag und Nacht für dich bitten." Fortunat gab ihr diese Antwort: „Und auch euch behüte Gott und erfülle eure Gebete. Mir ist zu Muth, als stünde mir ein besonderes Glück bevor und als würde ich früher wieder zu euch hheimkeren, als du und ich denken." Fortunat segnete

Weib und Kind und fuhr in einer eigenen Galeere, welche er hatte bauen lassen, davon. Er kam glücklich nach Alexandria in Aegypten, und nachdem ihm ein Geleitsbrief ertheilt worden war, stieg er aus dem Schiffe ans Land. Die Heiden fragten: wer der Herr von der Galeere wäre? Da sagte man ihnen: Fortunatus von Famagusta auf der Insel Cypern. Fortunat bat um die Erlaubniß dem Könige aufwarten zu dürfen, weil er ihm ein Geschenk überreichen wolle. Es pflegte nämlich ein jeder Kaufmann, wenn er nach Alexandria kam, dem Sultan ein Geschenk darzubringen. Fortunat brauchte nicht lange um Vorlassung zu bitten, denn wer bringt, der wird überall gern angenommen. Als Fortunat in den königlichen Palast kam, ließ er einen schönen, großen Credenztisch aufrichten und darauf die Kleinodien stellen, welche überaus köstlich und schön anzusehen waren. Wie nun der Sultan hereintrat und die Kleinode sah, bewunderte er dieselben und meinte, der Fremde habe die kostbaren Gegenstände aufgestellt um sie ihm zum Verkauf anzubieten; daher ließ er Fortunat fragen: wie hoch er den Credenztisch mit allem, was darauf stünde, im Preise halte? Fortunat fragte dagegen: ob dem Sultan die Kleinode gefielen? und als diese Frage bejaht wurde, freute er sich und ließ den Sultan durch den Dolmetscher bitten, ihn nicht zu verschmähen und den Tisch sammt allen Kleinoden auf demselben als ein Geschenk von ihm anzunehmen. Die Waaren mochten wohl an fünftausend Ducaten werth sein, und der Sultan wunderte sich daher mit Recht nicht wenig, daß ein einzelner Kaufmann so große Geschenke anbieten könne; er meinte, daß kaum eine ganze große Handelsstadt, wie Venedig, Genua oder Florenz einen solchen Schatz wegzuschenken vermöchte. Er nahm indeß alles mit Dank an und dachte nur darauf, wie er sich ihm auf eine Weise erkenntlich erzeigen möchte. Daher befahl er, dem fremden Kaufmann hundert Centner Pfeffer zu geben, welche Gabe schier ebensoviel werth war als die Kleinode Fortunats. Als die venetianischen, florentinischen, genuesischen und catalonischen Kaufleute, welche sich damals in großer Zahl zu Alexandria aufhielten, wahrnahmen, daß der König, Fortunat ein so großes Geschenk gegeben habe, wie sie niemals empfangen hatten, obgleich sie dem Sultan jährlich ansehnliche Geschenke darbrachten, und stets in

seinem Lande sich aufhielten, diesem Lande auch großen Nutzen brachten: so sahen sie Fortunat mit großem Neid und Verdruß an. Dazu kam nun noch, daß Fortunat täglich große Einkäufe machte und ohne erheblichen Nutzen wieder verkaufte, jene fürchteten daher, der fremde Kaufmann möge ihnen in ihrem Handel Schaden thun, das Land überführen und sie zwingen wohlfeiler zu verkaufen, als sie ohne Verlust vermochten. Sie sannen also darauf, wie es ihnen gelingen möchte Fortunat bei dem Sultan in Ungunst zu bringen, und kamen überein dem Admiral, welcher im Lande der erste nach dem Sultan war, ein großes Geschenk zu überreichen, damit er ihnen günstiger würde als dem Fortunat. Kaum aber hatten sie dieß ins Werk gesetzt, und Fortunat es erfahren, so schenkte derselbe dem Admiral noch einmal so viel, als die Kaufleute gethan hatten. Dem Admiral war das eben recht, er nahm das Geld von beiden Parteien und erwieß nach wie vor dem Fortunat große Gunst, denn er wünschte, daß ein so reicher und freigebiger Kaufmann öfters nach Alexandria käme. Nachdem sich nun Fortunat einige Tage zu Alexandria aufgehalten hatte, lud ihn der Sultan mit einigen seiner Gefährten von dem Schiffe zu Tisch und erbot es ihm auf das Köstlichste. Das verdroß seine Nebenbuhler noch mehr. Nachher lud ihn auch der Admiral zu sich und that damit den fremden Kaufleuten die größte Kränkung an, denn sie sahen daraus, daß ihr Geschenk übel angelegt war. Es bestand aber ein Gesetz zu Alexandria, daß jedes Schiff, welches mit Kaufmannsgütern ankam, nicht länger als sechs Wochen daselbst verweilen durfte, es mochte wieder mit Gütern versehen sein oder nicht. Als daher diese Zeit verstrichen war, so ernannte Fortunat, welcher wohl wußte, daß die Kaufleute sehnsüchtig auf seine Abreise harrten, einen andern Patron der Galeere an seine Stelle und befahl ihm mit derselben und mit allen Gütern auf ihr in Gottes Namen gen Catalonien, Portugal, Spanien, England, Flandern zu fahren, daselbst zu kaufen und zu verkaufen, den Gewinn nach Kräften zu mehren und über zwei Jahre nach Alexandria zurückzukehren. Solches befahl ihm Fortunat aufs Strengste, setzte aber hinzu, wenn ihn der Patron alsdann nicht in Alexandria fände, so sollte er auf seine Rückkehr nicht weiter rechnen, und annehmen, daß er nicht mehr am

Leben sei. Dann sollte der Schiffspatron die Galeere mit allen Gütern nach Cypern zu seiner Gemahlin und seinen Söhnen bringen und sie denselben überantworten; der Schiffspatron versprach dem allen getreulich nachzukommen und fuhr darauf in Gottes Namen mit der Galeere von dannen. Als nun Fortunat allein war, gesellte er sich zu dem Admiral und bat ihn, ihm bei dem Sultan einen Geleitsbrief durch sein Land und Empfehlungsbriefe an alle die Fürsten und Herren auszuwirken, deren Länder er auf seiner Reise zu besuchen wünschte. Der Admiral erwarb ihm dieses alles von dem Sultan; und da Fortunat sich kein Geld dauern ließ, so hatte es damit keine Schwierigkeiten. Sich und seine Diener rüstete Fortunat auf das Prächtigste nach der Sitte des Landes, wie ihm dieselbe gesagt worden war. Nachdem alles bereitet war, zog er aus und kam zuerst in das Land des Kaisers von Persien, durchwanderte dasselbe, reiste dann in das Land des großen Chans von Chaltei, und zog durch die Wüste gen India in das Gebiet des Priesters Johannes, welches theils aus festem Lande theils aus Inseln besteht. Diesem Priester Johannes sind zweiundsiebzig Könige unterthan, deren jeder reich an Land und Leuten, Städten und Schlössern ist. Fortunat schenkte dem Priester Johannes schöne Kleinode, welche in dem Lande selten waren, begabte auch die Kämmerlinge desselben und bat, ihm mit Briefen und Leuten zu seiner weiteren Reise förderlich zu sein, um sich noch in dem Lande Calicut, da wo der Pfeffer wächst, umzusehen. Daselbst herrscht ein mächtiger König. Wegen der heftigen Hitze geht dort Mann und Frau nackend und eben dort wächst in ganz India der beste Pfeffer in der Gestalt kleiner grüner Weinträublein. Nachdem Fortunat dieß alles gesehen hatte, dachte er an seine liebe Gemahlin Cassandra und seine zwei Söhne und es überkam ihn ein heftiges Verlangen wieder heimzukehren. Er kehrte also auf einem andern Wege, als den er gekommen war, wieder gen Alexandria zurück. Auf dieser Rückreise ritt er auf einem Kameele durch die große Wüste, bestieg den Berg Sinai und besuchte Jerusalem und die heiligen Orte. Als er wieder in Alexandria ankam, waren die zwei Jahre, welche er sich zur Reise vorgenommen, bis auf wenige Wochen abgelaufen. Er schickte sich an, dem Sultan seinen Dank für den ihm ertheilten Geleitsbrief abzustatten, und ging

daher zunächst zu dem Admiral, welcher sich freute ihn wieder zu sehen, ihm große Ehre anthat und sich von ihm von seinen weiten Reisen erzählen ließ. Als Fortunat sich dann acht Tage in Alexandria aufgehalten hatte, kam seine gute Galeere an, welche er in andere Länder ausgeschickt hatte. Der Schiffspatron hatte redlich seine Pflicht gethan, und brachte die Galeere so wohl geladen und mit köstlichen Gütern befrachtet, hatte auch überdieß an Geld so viel gewonnen, daß sich das Gut wohl verdreifacht hatte, welches ihm Fortunat übergeben. Dieser freute sich hierüber sehr und zumahl auch darüber, daß er alles Schiffsvolk wohlbehalten wiedersah und einen Brief von seiner lieben Gemahlin erhielt, welcher von ihr und ihren Söhnen die besten Nachrichten enthielt. Da trug Fortunat dem Schiffspatron auf so schnell als möglich zu verkaufen, und niedrige Preise zu machen. Wer wohlfeil giebt, dem hilft St. Nicolaus verkaufen, und mit dem der kauft, wie man ihm bietet, ist man schnell Handels einig. So geschah es, daß sie nicht sechs Wochen brauchten um die Güter umzusetzen, wie andere Kaufleute, sondern schon in drei Wochen fertig waren. Fortunat hatte von seiner weiten Reise viele seltsame Thiere, seltene Kleinode und kostbare Waaren mitgebracht, welche er zum Theil dem Sultan schenkte, zum Theil auf seine Galeere bringen ließ. Als der Sultan vernahm, daß Fortunat im Begriff sei abzureisen, wollte er ihn nicht von sich lassen, ohne ihm noch einmal eine Ehre erwiesen zu haben, er lud ihn daher noch einmal zu sich zu Tische. Fortunat war daran nicht viel gelegen, er konnte aber dem Könige seinen Wunsch nicht versagen und ging daher zu ihm hin, nachdem er zuvor befohlen, die Galeere indeß aus dem Hafen in das Meer zu führen, damit er gleich nach seiner Rückkehr von dem Sultan abreisen könnte.

Wie Fortunat in Besitz eines wunderbaren Wünschhütleins kommt.

Der Sultan nahm Fortunat auf das Freundlichste auf, ließ sich von ihm viel von seiner Reise erzählen und bewirthete ihn aufs Beste. Nach Tische bat Fortunat den Sultan um Erlaubniß das Hofgesinde desselben beschenken zu dürfen, welches ihm gern vergönnt wurde. Da that Fortunat unter dem Tische seinen Seckel auf, so daß ihn Niemand sehen und seine Kraft kennen lernen konnte. Wie er nun Jedermann gegeben hatte, wunderte sich der

Sultan, wie es möglich sei, daß Fortunat eine so große Menge Goldes bei sich tragen könne, nahm es auch überaus wohl auf, daß er seine Diener so reichlich bedacht hatte. Er sagte: „Ihr seid ein ehrsamer Mann und es ziemt sich wohl, daß man euch auch Ehre anthue; darum kommet mit mir, ich will euch etwas sehen lassen, was ich besitze.“ Darauf führte der Sultan Fortunat in einen Thurm, der ganz aus Stein gebaut und überall gewölbt war. Sie traten in ein Gewölbe, da war eine große Menge silberner Prachtgeräthe aufgestellt und Silbergeld in Haufen, wie man Korn aufschüttet. Zum zweiten kamen sie in ein Gemach, in welchem güldene Kleinode standen, und viele Tausende geprägter Goldstücke in Truhen lagen. In dem dritten Gewölbe, welches überaus gut verwahrt war, standen große Kästen, alle voll köstlicher Kleinode und prächtiger Gewänder, die der Sultan anthat, wenn er sich in seiner königlichen Majestät zeigen wollte. Am besten gefielen dem Fortunat zwei güldene Leuchter, auf denen zwei große Karfunkel standen. Er lobte dieselben über die Maßen, und der König, den dieß freute, sagte: „Ich habe in meiner Kammer noch ein Kleinod, welches mir lieber ist als alles, was ihr bisher gesehen habet.“ Fortunat antwortete: „Was könnte dieß sein? Giebt es noch etwas herrlicheres, als was ich hie vor Augen habe?“ — „Du sollst es sehen,“ sagte der König und führte ihn in seine Schlafkammer, die groß und schön war, und deren Fenster auf das Meer hinaus gingen. Der Sultan zog unter dem Bett einen Kasten hervor, nahm aus demselben ein ganz unscheinbares Filzhütchen, an welchem kein Haar mehr zu sehen war, und sagte zu Fortunat: „Sieh, dieser Hut ist mir lieber als alle meine Kleinode; denn wenn ich diese auch nicht hätte und besäße nur dieses Hütchen, so könnte ich mich doch in Besitz aller Herrlichkeiten der Erde setzen. Andererseits könnte ich mit allen Schätzen der Welt mir dieses Eine Kleinod nicht verschaffen.“ Fortunat erwiderte: „Allergnädigster Herr und König, wenn es eurer königlichen Majestät nicht zuwider ist, so möchte ich wohl wissen, welche Tugend dieses Hütlein hat, daß ihr es so hoch schätzet?“ Der König sagte: „Das will ich dir sagen. Das Hütlein hat die Tugend, daß wenn man es aufsetzt, man alsbald an jeden Ort gelangt, an welchen man hin begehrt. Auf diese Art macht es mir viel Kurzweil, mehr

als alle meine übrigen Schätze zusammen. Wenn ich meine Diener auf die Jagd schicke, und es fällt mir ein bei ihnen zu sein, so setze ich mein Hütlein auf und wünsche mich zu ihnen, so bin ich dort. Jedes Thier im Walde finde ich auf mit dem Hütlein. Wenn meine Krieger im Felde sind, so kann ich bei ihnen sein, so oft ich will, und eben so schnell in meinen Palast zurückkehren.“ Fortunat fragte: „Lebt der Meister noch, der es gemacht hat?“ Der König antwortete: „Das weiß ich nicht.“ Da dachte Fortunat: Ach könnte ich den Hut erlangen, der paßte sich herrlich zu meinem Seckel — und sagte zu dem Könige: „Wenn das Hütlein so große Kraft hat, so muß es sehr schwer sein und den nicht wenig drücken, der es auf hat.“ Der König antwortete: „Er ist nicht schwerer als jeder andre Hut,“ — hieß ihn sein Barett abnehmen und setzte ihm selber das Hütlein auf, indem er sagte: „habe ich nicht recht?“ Da erwiderte Fortunat: „Wahrlich, ich hätte nicht gemeint, daß der Hut so

leicht wäre, und daß ihr so thöricht wäret, mir ihn aufzusetzen.“ Zugleich wünschte er sich in seine Galeere, und als er auch sofort auf dem Verdeck derselben mitten unter seinen höchlich verwun-

derten Leuten stand, befahl er diesen sogleich die Segel aufzuspannen und mit dem guten Winde, der vom Lande her bließ von hinnen zu fahren. Der Sultan stand trostlos am Fenster und sah, wie die Galeere von dannen fuhr. Da schrie er nach seinen Leuten und befahl dem Fortunat nachzufahren und ihn zu fangen, denn er müsse sein Leben verlieren wegen eines schändlichen Verraths, den er an ihm begangen. Alsbald wurden mehre Schiffe segelfertig gemacht um dem Fortunat nachzusetzen, aber ehe sie fertig waren, war die Galeere längst den Blicken entschwunden. Mehre Tage setzten die Schiffe des Sultans dem Fortunat nach, dann kehrten sie hoffnungslos um, denn sie fürchteten sich von Catalonischen Seeräubern überfallen zu werden, wenn sie sich noch weiter in die offne See hinaus wagten. Sie hatten sich in der Eile zu schlecht mit Waffen versehen um ein Seetreffen wagen zu können, und so kehrten sie zu dem Sultan zurück mit der Nachricht, daß die Galeere ihnen nicht wieder zu Gesicht gekommen sei, worüber der König in große Traurigkeit versank. Als die fremden Kaufleute zu Alexandria erfuhren, daß Fortunat mit dem liebsten Kleinod des Sultans davon gefahren sei, freuten sie sich und sagten unter einander: „Daran ist dem Sultan und dem Admiral recht geschehen, wußten sie doch nicht, wie große Ehre sie dem Fortunat anthun sollten. Nun hat er ihnen den Lohn gegeben, und wir sind sicher, daß er nicht wieder kommt um uns in unserm Handel Schaden zu thun.“ Der Sultan, welcher um das Kleinod gekommen war, hätte dasselbe gern wiedergehabt, wußte aber nicht wie er es anstellen sollte. Er dachte: wenn ich auch den Admiral oder einen meiner Fürsten zu ihm sende, so sind diese als Heiden den Christen nicht angenehm, und es würde dem Fortunat leicht fallen, dieselben bei dem Könige von Cypern anzuschwärzen, daß ich noch größeren Schaden hätte. Endlich beschloß er den Hauptmann der Christen in Alexandria zu bitten, die Reise für ihn zu thun. Derselbe war bereit die Botschaft zu übernehmen, und der Sultan ließ ihm ein Schiff zurichten und es mit Christenleuten bemannen. Der Sultan erzählte dem Hauptmann von dem Hütlein und wie es ihm damit ergangen, und trug ihm auf gen Famagusta zu Fortunat zu fahren und diesem zu sagen: er solle ihm das Hütlein wieder schicken, welches er ihm ihn Treuen hätte sehen lassen,

der Sultan wolle dasselbe zu Dank wieder annehmen und ihm dafür eine Galeere voll edlen Gewürzes senden. Wenn sich Fortunat aber weigerte, so sollte ihn der Hauptmann bei dem Könige von Cypern verklagen und diesen in des Sultans Namen bitten den Fortunat zu zwingen, das Hütlein, welches er treulos geraubt, wieder herauszugeben. Der Hauptmann, ein Venetianer Namens Marcholando, sagte dem Sultan zu, die Botschaft getreulich zu Ende zu führen und allen Fleiß zu brauchen, worauf ihm der Sultan schon im Voraus auf das Reichlichste beschenkte, ihn stattlich zur Reise ausrüstete und ihm noch viel größeres Gut zusagte, wenn er ihm das Kleinod wiederbrächte. Dem Sultan war sein Hütlein so leid, daß er keine Ruhe finden konnte weder bei Tage noch bei Nacht. Alle seine Diener mußten mit ihm traurig sein, und hatten sie zuvor den Fortunat wegen seiner Freigebigkeit hoch gepriesen, so sagten sie jetzt, er wäre der größte Bösewicht, welcher auf Erden lebte. Der Abgesandte des Sultans Marcholondo fuhr also gen Cypern und kam in den Hafen von Famagusta, wo Fortunat schon zehn Tage zuvor angelangt war. Dieser war von seiner lieben Gemahlin Cassandra auf das Freundlichste empfangen worden, und mit ihr freute sich die ganze Stadt über seine Rückkehr, denn Alle theilten den Genuß seines Reichthums. Als daher Marcholando mit seiner Galeere landete, wunderte er sich, daß man so fröhlich in der Stadt war. Fortunatus, welcher die Ankunft der Gesandtschaft des Königs von Alexandria erfuhr, wußte wohl, weßwegen sie käme, und ließ eine schöne Herberge bestellen und dieselbe mit allem versehen, was nöthig war um die Fremden auf das Beste aufzunehmen. In diese ließ er den Christenhauptmann mit seinen Leuten führen und sie herrlich bewirthen. Nachdem Marcholando an drei Tage in Famagusta gelegen und es sich auf Fortunats Rechnung hatte wohl sein lassen, sandte er an diesen: er hätte ihm eine Botschaft zu überbringen, und Fortunat möge ihm daher erlauben ihn zu besuchen. Da ließ ihn Fortunat in seinen schönen Palast führen, nahm ihn freundlich auf und fragte ihn nach seiner Botschaft. Marcholando sagte: „Der Sultan von Babylonien, Herr zu Kairo und Alexandria, entbietet dir Fortunat seinen Gruß durch mich Marcholando, den Hauptmann der Christen zu Alexandria, und läßt dir sagen, du mögest als ein rechtschaf-

fener Mann handeln, als welchen er dich bei sich aufgenommen und gütig behandelt, mich einen guten Boten sein lassen und ihm durch mich das Kleinod zurücksenden, das du ihm entführt hast.“ Fortunat antwortete: „Mich nimmt Wunder, daß der König und Sultan nicht weiser war, da er mir die Tugend des Hütleins offenbarte und mir dasselbe auf das Haupt setzte. Saget dem Sultan, damals hätte er mich in große Noth und Gefahr meines Lebens gebracht, denn meine Galeere stand im offenen Meere, und als ich mich in sie hinein wünschte, und mich das Hütlein durch die Luft zu ihr hintrug, da fehlte ein Haar, daß ich daneben gekommen und in das Meer gefallen wäre. Ich schätze mein Leben höher als alle Schätze des Sultans, darum dünkt es mich recht und billig, daß ich das Hütlein behalte als eine Entschädigung für die ausgestandene Angst und Lebensgefahr, in welche mich der Sultan ohne Verschulden gebracht. Wahrlich, so lange ich lebe, will ich das Kleinod nicht lassen.“ Wie Marcholando dieß hörte, dachte er Fortunats Willen in Güte zu wenden und sagte daher: „Herr, lasset euch rathen. Was soll euch das Kleinod, ich will euch dafür verschaffen, was euch und euren Kindern viel besser und nützlicher sein soll, als das abgeschabte Hütlein. Wenn ich auch einen ganzen Sack voll Hütlein hätte, und jeder hätte die Tugend, wie der Hut, welchen ihr an euch genommen, so wollte ich sie doch um das Drittheil dessen geben, was ich euch für das Eine Hütlein verschaffen will. Lasset ihr mich einen guten Boten sein, so verspreche ich euch, daß euch der König und Sultan eure Galeere mit den besten Gewürzen: Pfeffer, Ingwer, Nägelein, Muskatnuß, Zimmet und anderen mehr laden läßt, welches Alles über hunderttausend Ducaten werth sein soll. Ihr sollet auch das Hütlein nicht eher aus den Händen geben, bis daß euch dieses Versprechen gelöst ist. Williget ihr ein, so will ich mit eurer Galeere gen Alerandria fahren und sie euch beladen wieder herbringen, und wenn ihr sie von mir übernommen und sie dem Versprechen gemäß befrachtet erfunden habet, so sollet ihr mir das Hütlein für den König meinen Herrn ausantworten.“ Darauf antwortete Fortunat kurz: „Ich wünsche sehr des Sultans und eure Freundschaft zu besitzen, aber Niemand lasse sich einfallen mir das Hütlein abzunehmen. Dieß und ein anderes Kleinod, welches ich noch besitze,

müssen bei mir bleiben, so lange ich lebe.“ Nachdem er mit dieser Antwort entlassen worden war, begab sich Marcholando zu dem Könige von Cypern, welcher Fortunats Herr war, und beklagte sich bei ihm über Fortunat, indem er ihn bat, dem Sultan sein Kleinod wieder zu verschaffen. Dabei drohte er mit einem großen Kriege, welchen der Sultan unternehmen würde um wieder in Besitz seines Eigenthums zu gelangen. Der König antwortete: „Marcholando, ich habe Fürsten und Herren unter mir und in meinem Königreiche, und wenn ich gebiete, so thun sie was ich will. Hat nun der Sultan eine Klage wider Fortunat anzubringen, so bringe er sie vor, und ich werde entscheiden, wie es billig und recht ist.“ Da dachte Marcholando: Hie werden die Heiden nicht viel Recht gewinnen, rüstete sein Schiff wieder und wollte von dannen. Ehe er aber abreiste entbot ihn Fortunat noch einmal zu sich, lud ihn zu Gast und erwieß ihm die größte Ehre. Er beschenkte ihn zuletzt noch mit vielen köstlichen Kleinoden und sagte: „Saget dem Sultan, wenn er das Hütlein mir abgenommen hätte, er sendete mir es wahrlich nicht zurück, auch würden ihm die Seinen nicht rathen es auszuliefern. So rathen auch mir die Meinen zu behalten was ich habe.“

Fortunats Ende und Vermächtniß.

Nachdem nun Fortunat die ganze Welt durchfahren hatte, setzte er sich zur Ruhe, hielt herrlich und in Freuden Haus und ließ seine zwei Söhne aufs Beste erziehen. Nachdem er so manches Jahr ohne Sorgen gelebt, geschah es, daß seine liebe Gemahlin Cassandra von einer schweren Krankheit befallen ward, welcher sie erlag, ohne daß ärztliche Kunst ihr zu helfen vermochte. Darüber ward Fortunat traurigen Herzens, daß er an nichts mehr Wohlgefallen fand und zuletzt auch erkrankte. Als er nun von Tage zu Tage schwächer ward, da würden aus der Nähe und Ferne die besten Aerzte herbeigerufen. Dieselben versprachen ihm wohl, daß sie sein Leben fristen wollten, so lange es ginge, und nahmen gern was er ihnen gab von Geld und Gut, halfen ihm aber nicht. Da fühlte Fortunat, daß das Ende seiner Tage herbeigekommen sei, und ließ seine beiden Söhne Ampedo und Andalosia zu seinem Bette berufen. Zu diesen sagte er: „Sehet, liebe Söhne, wie eure Mutter, die euch mit so großem Fleiße erzogen hat, mit Tode abgegangen ist, so ist nun die Zeit gekommen, daß auch ich aus dieser Welt scheiden muß. Daher will ich euch sagen, wie ihr euch nach

meinem Tode verhalten sollet, damit ihr bei Gut und Ehren bleibet, wie ich gethan habe.“ Hierauf zeigte er seinen Söhnen die beiden Kleinode, sagte ihnen, welche Tugenden sie hätten, und wie es sich namentlich mit dem Glücksseckel verhalte. Er befahl ihnen die Kleinode nicht von einander zu theilen und von der Tugend des Seckels Niemand zu sagen, wie lieb er ihnen auch sein möchte. „Also,“ fuhr Fortunat fort: „habe ich den Seckel sechzig Jahre

lang besessen und habe davon zu keinem Menschen gesprochen als jetzt zu euch! Und noch Eines will ich euch befehlen, lieben Söhne, nämlich, daß ihr zu Ehren einer Jungfrau, welche mir den glückhaften Seckel gegeben hat, fortan alle Jahre den ersten Tag des Brachmonats festlich begehen, euch keusch und züchtig an ihm halten und eine arme Jungfrau aussteuern sollet. Gebet derselben vierhundert Stück Goldes nach des Landes Währung; so habe auch ich gethan so lange ich lebte.“ Damit endete Fortunat sein Leben. Seine Söhne ließen ihn herrlich in der schönen Kirche bestatten, welche er selbst hatte bauen lassen, und genossen dann der Glücksgüter, welche ihnen ihr Vater hinterlassen hatte, wie in der Geschichte von den Söhnen des Fortunat zu lesen ist.

Gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marbach, Gotthard Oswald, 1810-1890

Geschichte von Fortunat, seinem Glücksseckel und Wünschhütlein

Leipzig [1841]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7210 -19/25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11262731-0